
Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens


BÜCHER
SAMMLUNG
VON


SAPONIA
BOEHM'S
SAPONIA
SAPONIA WERKE
OFFENBACH a/MAIN
vorzügliches
PUTZ & SCHEUER-MITTEL
FÜR HAUS & KÜCHENGERÄTSCHAFTEN

Bibliothek
der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Humoreske „Harrington gegen Harrington"
von Fr. O. Kühne. (S. 7)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1915. Vierter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ∴ Berlin ∴ Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Seite



Harrington gegen Harrington
Humoreske von Fr. O. Kühne

Mit Bildern von Adolf Wald

„Unüberwindliche Abneigung gibt es nur in der Einbildung der Beteiligten, nicht aber in Wirklichkeit," warf der durch seine vielberühmten Entscheidungen in Ehestreitigkeiten in ganz New York bekannte Richter Reimarus Higby ein.

„In unserem Falle ist aber unüberwindliche Abneigung bei beiden Teilen klar erwiesen," erwiderte der Anwalt der einen Partei heftig.

„Jawohl, unzweifelhaft erwiesen!" pflichtete ihm in seltsamer Übereinstimmung sein Gegner, der Anwalt der anderen Partei, bei.

Reimarus Higby blieb die Ruhe selbst. „Verstimmungen liegen vor, entstanden aus nichtigen Ursachen — weiter nichts."

„Sie wissen noch nicht alles, Herr Richter!" rief eine Damenstimme dazwischen. „Er hat mich ein Scheusal genannt! Eine Kaffeetasse hat er mir an den Kopf geworfen!"

„Stimmt!" antwortete augenblicklich ein vornehm gekleideter Herr. „Scheusal deshalb, weil ich bei einem ausnahmsweise etwas späteren Nachhausekommen das Schlafzimmer abgesperrt vorfand, und es mir auch auf meine dringenden Bitten hin nicht geöffnet wurde, so daß ich die Nacht auf dem Sofa im Wohnzimmer verbringen mußte. Und die Kaffeetasse schleuderte ich im hellen Zorn deshalb von mir, weil mir am Morgen statt Kaffee warmes Wasser verabreicht wurde. Daß das Wurfobjekt dabei die Frisur meiner Frau streifte und das Wasser ihr Gesicht netzte, geschah ohne Absicht. Aber daß ich wirklich hätte zielen sollen und besser

treffen, diesem Gedanken gab ich allerdings dann sogleich kräftigen Ausdruck."

„Auch diese Szene beweist nichts," ergriff Higby wieder das Wort. „Ist sie doch nur eine solche, wie sie sich nach einer abendlichen Verspätung des Herrn Gemahls in vielen Ehen in mehr oder minder lebhafter Weise abzuspielen pflegt. Deshalb gleich von unüberwindlicher Abneigung zu reden und zum Richter wegen Ehescheidung zu laufen, ist weit übertrieben. Ich biete jedenfalls meine Hand nicht dazu. Sehen wir die Verhandlung als beendet an."

„Sie dürfen eine Entscheidung nicht verweigern!" brauste der eine Anwalt auf. „Ich beantrage nochmals Scheidung der Ehe meiner Klientin Mistreß Lily Harrington, geborenen Dudley, von ihrem derzeitigen Manne Mister Wilfrid Harrington. Und zwar wegen durchaus einwandfrei nachgewiesener und außerdem von meiner Klientin an Gerichtsstelle hoch und teuer versicherter unüberwindlicher Abneigung."

„Was mich betrifft," fuhr der gegnerische Anwalt fort, „formuliere ich meinen Antrag ebenfalls nochmals dahin, die Scheidung der Ehe meines Klienten Mister Wilfrid Harrington von seiner derzeitigen Ehefrau Mistreß Lily Harrington, geborenen Dudley, wegen klar bewiesener und außerdem an Gerichtsstelle von meinem Klienten hoch und teuer versicherter unüberwindlicher Abneigung auszusprechen."

Reimarus Higby strich sich mit der Hand über sein glattrasiertes Kinn, ein Zeichen, daß er angestrengt nachdachte, und eine seiner vielberedeten Entscheidungen zu erwarten stand.

Sie ließ auch in der Tat nicht lange auf sich warten.

Er erhob sich in seiner ganzen Größe, entblößte das Haupt und verkündete das Urteil*).

„Unüberwindliche Abneigung zwischen Eheleuten gibt es, wie ich schon sagte, nur in der Einbildung der Beteiligten, nicht aber in Wirklichkeit. Gerade die heutige Verhandlung hat mich in dieser meiner Überzeugung von neuem bestärkt. Was wurde mir vorgetragen? Eine Kette von nichtssagenden häuslichen Zwistigkeiten. In jeder Ehe, und sei es die beste, kommt hin und wieder einmal ein kleiner Zank vor. Bei temperamentvollen Menschen auch einmal ein heftiger Streit. Das schadet durchaus nichts. Im Gegenteil. Hat man sich gegenseitig genügend die Wahrheit gesagt, lebt man dann um so einträchtiglicher wieder beisammen. Mistreß Lily Harrington sowohl als auch Mister Wilfrid Harrington sind beide etwas temperamentvoll veranlagt. Also mußten sich ihre kleinen häuslichen Zwiste immer etwas bewegt gestalten. Würde ihre Ehe geschieden werden, so würde das nur ein Unglück für beide Teile sein. Denn nach kurzer Zeit schon würde jeder Teil sein Unrecht einsehen lernen und Sehnsucht nach dem anderen Teile empfinden. Doch wäre es dann zu spät. Das muß verhindert werden. Deshalb mache ich von dem Paragraphen des Gesetzes Gebrauch, der mir gestattet, eine zweite Verhandlung anzusetzen und diese bis zu einem vollen Jahre hinauszuschieben. Heute über ein Jahr werden wir uns also wieder in vorliegender Ehescheidungssache hier an Gerichtsstelle zusammenfinden. Zuversichtlich hoffe ich jedoch, daß dies nicht notwendig sein wird. Von Rechts wegen."

Die beiden Anwälte mußten sich damit bescheiden.

---

*) Siehe das Titelbild.

Der eine zerquetschte nur ein „Unerhört!“ zwischen den Zähnen.

Und der andere murmelte grimmig vor sich hin: „Eine Ehescheidung auf Probe! Darauf kann nur ein Reimarus Higby verfallen.“

— — — — — — — — — — — — — —

Mistreß Lily hatte die eheliche Wohnung in der zweiundsiebzigsten Weststraße schon drei Wochen vor der Gerichtsverhandlung verlassen und war zu einer alten Verwandten gezogen. Mister Wilfrid wollte nun gleichfalls nicht länger in den ihm verhaßt gewordenen Räumen bleiben. Durch Vermittlung der beiderseitigen Anwälte wurde die Vereinbarung getroffen, die Wirtschaft aufzulösen und die Wohnung aufzugeben. Denn weit wies ein jeder Teil den Gedanken einer Aussöhnung von sich. Gegen den Gerichtsbeschluß konnte noch nicht wieder angekämpft werden. Gut, wartete man also ein Jahr! Es würde auch herumgehen. Dann mußte die Trennung der Ehe unbedingt ausgesprochen werden, und dann war man endgültig auch vor dem Gesetz wieder frei.

Mistreß ebenso wie Mister Harrington fühlten bei dieser Vorstellung eine heiße Befriedigung. Ein jeder Teil malte sich in seiner Weise aus, wie er sich sein Glück nach Ablauf des Jahres schmieden wollte.

Ein kurzes Jahr! Wie bald würde es um sein! So hatte die junge Frau gedacht.

Die Zeit schlich aber nur langsam dahin, langsamer noch als eine Schnecke.

Mistreß Harrington hatte sich das feierliche Versprechen gegeben, nie wieder zu heiraten. Von den Zinsen eines kleinen Kapitals, das sie mit in die Ehe gebracht, und der Rente, die ihr zuerkannt werden mußte, wollte sie zurückgezogen, still und ruhig für sich dahinleben.

Nach einem unendlich langen halben Jahre wurde sie aber in diesen ihren Vorsätzen wankend. Das junge Blut in ihr rebellierte. Wie öde, wie langweilig war doch ein solches Dasein! Und so sollte es immer bleiben? Nein, das hielt sie auf die Dauer nicht aus. Wenn das Jahr um war, wollte sie aus ihrer Zurückgezogenheit wieder heraus. Warum sollte sie dann nicht wieder heiraten? Nur den Richtigen mußte sie finden. Keinen solchen Hitzkopf und unleidlichen Menschen wie diesen Wilfrid, mit dem sie das Gesetz leider immer noch so manchen Monat verband. Ein stiller und lenksamer Gatte mußte es sein. Sie würde schon einen solchen ausfindig zu machen wissen.

Immer mehr reifte mit der Zeit der Entschluß in ihr, nach einem Manne, wie sie sich ihn wünschte, zu fahnden. Gegen Ende des bewußten Jahres schickte sie sich schließlich denn auch an, zur Tat zu schreiten. Ausschlaggebend war für sie hierbei zuletzt die Vorstellung gewesen, in Begleitung ihres zukünftigen Bräutigams an dem Termin, in dem die Scheidung ihrer Ehe ausgesprochen werden mußte, zu erscheinen. Sogleich wollte sie dann vor den Gehaßten, von dem sie dann glücklich befreit sein würde, hinrauschen und, auf ihren Bräutigam zeigend, ausrufen: „Sehen Sie, das ist mein neuer Zukünftiger! Wir haben uns sehr, sehr lieb!“ Wie würde der Gehaßte sich niedergeschmettert fühlen! Wie ein geschlagener Pudel würde er sich aus dem Gerichtssaale fortdrücken!

Diesen letzten Triumph über ihn mußte sie unbedingt auskosten. Deshalb auf zur Tat!

— — — — — — — — — — — — — — —

Frau Lily besuchte heute die Metropolitanoper. Zum ersten Male wieder seit reichlich elf Monaten. Die ihr früher so vertraute Umwelt mutete sie heute

aber recht fremd an. Inmitten der vielen vor Beginn der Vorstellung sich lebhaft unterhaltenden Menschen empfand sie eine Art Scheu.

Plötzlich zuckte sie auf ihrem Sitze zusammen. Das dort vorn war doch Wilfrid! Es hatte ihr einen ordentlichen Stich im Herzen gegeben. Im nächsten Augenblicke schürzte sie aber die Lippen und schalt innerlich heftig auf sich ein. Entschlossen erhob sie das Glas und erkannte, daß sie sich getäuscht. Er war es nicht. Aber wenn er es auch gewesen wäre, was hätte das weiter zu bedeuten gehabt? Natürlich würde sie ihm hier, wo man früher so oft gemeinsam die Kunst genossen, oder anderswo wieder einmal begegnen. Wie Luft wollte sie ihn dann behandeln. Jawohl, das wollte sie. Er existierte überhaupt nicht mehr für sie.

Die Vorstellung hub an. In der großen Pause zwischen dem zweiten und dritten Akt begab sie sich ins Foyer. Frei schaute sie einem jeden ins Gesicht. Auch vor „ihm“ würde sie die Augen nicht senken, sondern einfach über ihn hinwegsehen.

Mister Wilfrid war aber heute nicht zugegen. Nur einige Bekannte von ihm, mit denen man früher verkehrt, grüßten sie mit einem Anflug von Erstaunen.

Einer von ihnen, ein Herr mit weißem Scheitel, nahm sich schließlich auch die Freiheit, sie anzusprechen.

„Ah, Mistreß Harrington, das ist recht, daß man Sie endlich einmal wieder zu sehen bekommt.“

Sie maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Schon wollte sie sich kurz abwenden, als sie sich überlegte, daß ein derartiges Verhalten nicht dazu angetan war, ihre geheimen Pläne zu fördern. Irgendwie mußte sie doch mit der Welt wieder in Beziehungen treten. Der alte Herr, der, wie sie wußte, über einen großen

Bekanntenkreis verfügte, konnte ihr hierbei recht dienlich sein.

Sie reichte ihm deshalb gnädig die Hand und er-



widerte lächelnd: „Warum soll ich mich ewig einsperren? Sie werden mich in Zukunft öfters wieder hier treffen. Gott sei Dank, ist ein gewisses Jahr bald

um! Dann — nun, dann wird es wahrscheinlich bald wieder so sein wie früher."

„Wie früher?"

„Nun ja. Es gibt doch wohl auch friedliche, verträgliche Männer, die danach trachten, ihre Frauen mit Liebe zu umgeben. Mit einem solchen könnte man sich schon wieder verheiraten. So meinte ich es."

„Aber verehrte Mistreß, Herr Wilfrid —"

„Erwähnen Sie diesen Namen in meiner Gegenwart nicht wieder, Mister Green," unterbrach sie ihn heftig, „oder wir sind für immer geschiedene Leute."

Er verbeugte sich. Eine halbe Minute blieb es zwischen ihnen stumm. Dann fragte der alte Herr mit einem gewissen Zögern: „Mistreß haben am Ende schon eine Wahl getroffen?"

„Nein," erwiderte sie kurz. Sie ärgerte sich zwar, daß ihr das Wort entfahren. Aber da es nun einmal gesprochen, konnte sie auch gleich ihren Plan weiterverfolgen. „Ich habe die letzten elf Monate ganz zurückgezogen gelebt, Mister Green," fuhr sie in einer ganz anderen Tonart fort. „Die Sehnsucht nach heiteren Menschen und künstlerischem Genuß hat mich heute hierher getrieben. Aber, ich weiß nicht, ich habe das Gefühl, als ob ich in unseren Kreisen eine Fremde geworden sei. Wenn Sie mir ein wenig behilflich wären, über diesen Zustand hinwegzukommen, würde ich Ihnen sehr dankbar sein, Mister Green."

Der alte Herr nickte und machte ein pfiffiges Gesicht. Er hatte verstanden. Herrenbekanntschaften sollte er ihr vermitteln, unter denen sie ihre Auswahl treffen wollte. Die ihm zugedachte Rolle dünkte ihm spaßig.

„Hm, hm," murmelte er und sann scharf nach. Schließlich meinte er: „Viele Menschen sind Schau-

spieler. Insbesondere aber unbeweibte junge Männer. Ich maße mir indessen an, jeden Unverheirateten unter meinen vielen Bekannten daraufhin einzuschätzen, ob er einen guten Ehemann abgeben wird oder nicht."

„Das glaube ich Ihnen bei Ihrer reichen Lebenserfahrung aufs Wort, Mister Green."

Förmlich lustig sprach der alte Herr weiter: „Jedem näheren Sichkennenlernen von zwei Menschen, die eine Verbindung fürs Leben im Schilde führen, sollte erst einmal ein kleiner Schriftwechsel vorausgehen. Denn wie oft täuscht das Gesicht. Ich kenne einen Fall, wo sich ein junger Mann mit hoher Bildung in ein Mädchen mit einem Puppengesicht verliebte. Er bereut das sein Leben lang, weil das Puppengesicht auch einem hohlen Puppenkopf angehört. Aber ich weiß auch einen Fall, in dem eine junge Witwe für einen Herrn, mit dem sie in Briefwechsel getreten war, so lebhafte Zuneigung gewann, daß sie ihn heiratete, obgleich ihr bei der ersten Begegnung verschiedenes an seinem Äußeren nicht gefiel. Sie leben in glücklichster Ehe."

„Wie interessant!"

Die elektrischen Klingeln mahnten zum dritten Male, daß der letzte Akt beginne. Man mußte sich trennen.

Schmunzelnd ließ der alte Herr aber noch schnell verlauten: „Vielleicht erhalten Mistreß in den nächsten Tagen ein anonymes Briefchen. Und wenn der Geist, den es atmet, Ihnen gefällt, entschließen Sie sich vielleicht zu einer Antwort."

„Aber das wird mich doch nicht bloßstellen? Noch bin ich ja nicht geschieden!"

„Sie antworten natürlich ebenfalls anonym und schicken Ihr Briefchen in einem Umschlag an mich.

Ich werde es diskret weiterbefördern. Wollen Sie der Anonymität die Krone aufsetzen, bedienen Sie sich der Schreibmaschine.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Träumerisch verbrachte Frau Lily den folgenden Tag. Am nächsten begann sie bereits zu warten, ob die Post ihr nicht ein gewisses Briefchen bringe. Sie hoffte sehnlichst darauf.

Ihre Geduld wurde aber auf eine harte Probe gestellt. Fünf Tage gingen hin. Kein Briefchen flog ins Haus.

Am Abend jenes fünften Tages besuchte sie wieder die Oper. Mister Green, dem sie dort zu begegnen hoffte, war jedoch heute nirgends zu entdecken. Niedergeschlagen kehrte sie heim.

Am Morgen des anderen Tages wurde sie aber freudig überrascht. Mister Green sandte in einem Umschlage, auf den er ihre Adresse selbst geschrieben, einen mit der Schreibmaschine hergestellten umfangreichen Brief. Sie versenkte sich sofort in dessen Lektüre. Lebhaft röteten sich dabei ihre Wangen. Ein heller Schimmer geriet in ihre Augen. Welch ein feinsinniger Mann mußte das sein, der diese Zeilen verfaßt! Und wie sie ihn bedauerte wegen des Mißgeschicks, das ihm in seinem Leben widerfahren war. Statt Verständnis, ein Quentchen Nachsicht Männerangewohnheiten gegenüber und ein halbes Quentchen Liebe, habe ihm ein Wesen, das er vom Grunde seines Herzens aus geliebt, nur zu oft ein Nichtverstehenwollen, Kleinlichkeit, Boshaftigkeit und direkte Lieblosigkeit entgegengebracht. Der Bruch zwischen ihnen habe erfolgen müssen. Wie nett, wie sonnig, wie schön aber könnten sich doch zwei Menschen das Leben einrichten, wenn ein jedes nur ein klein wenig

Geduld den Schwächen des anderen Teils gegenüber übte.

In dieser Weise ging es acht Seiten fort. Unterzeichnet war der Brief mit: „Ein tief Unglücklicher,



der sich nach einer harmonischen, nach einer wahrhaft glücklichen Ehe sehnt.“

Die Bogen sanken in ihren Schoß. Kurz ging ihr Atem. „Der Arme!“ hauchte sie. „An welch eine Xanthippe von Frau muß er gekettet gewesen sein!“ Hatte er sich nicht in einer ähnlichen Lage befunden wie sie? Jener, von dem sie nun bald getrennt sein

würde, war doch auch vielfach nicht auf das, was sie gerade bewegte, eingegangen, hatte sich doch auch manchen ihrer weiblichen Angewohnheiten gegenüber, zumal dem Gummizuckerkauen, dem doch alle amerikanischen Frauen huldigen, unleidlich gezeigt und hatte sich so manchmal offenbar nicht eifrig genug um ihre Liebe bemüht.

Wie würde der Verfasser des Briefes hier sich anders verhalten als jener! Das Verlangen, ihn kennen zu lernen, bemächtigte sich ihrer.

Kurz entschlossen nahm sie an ihrem Schreibtische Platz. Die Feder flog nur so über das Papier. Im Verlaufe einer halben Stunde waren zwei zartduftende Briefbogen mit ihrer krausen Schrift bedeckt. Was sie da niedergelegt, hatte sie sich so recht vom Herzen heruntergeschrieben. Gleich zu Anfang teilte sie offen mit, daß sie mit ihrem Manne in Ehescheidung liege und erst in etwa einem Monate frei sein würde. Ihre nahezu zweijährige Ehe mit ihm habe sie, die vorher ein verwöhntes und unerfahrenes Mädchen gewesen sei, um- und umgewandelt und sehend gemacht. Es stehe ihr nicht an, ihren Mann hier herabzusetzen. Deshalb wolle sie nicht von ihm sprechen, sondern nur von sich selbst. Um glücklich zu sein, brauche sie weiter nichts als ein wenig Eingehen auf ihre Gedanken, ein wenig Nachsicht ihren Angewohnheiten gegenüber, wie zum Beispiel dem Gummizuckerkauen, und ein wenig Werben um ihre Liebe. Einem Manne, der ihr das biete, würde sie sogar das Zigarrenrauchen in der Wohnung gestatten, was doch die meisten amerikanischen Frauen ihren Männern verböten. Und wenn er sie sehr liebte, würde sie sogar imstande sein, auf ihr Gummizuckerkauen zu verzichten, wenn er es wünschte.

Mit Vorbedacht unterzeichnete sie schließlich: „Eine tief Unglückliche, die sich nach einer harmonischen, nach einer wahrhaft glücklichen Ehe sehnt.“

Mit zitternden Händen siegelte sie den Brief, richtete auf einem weiteren Bogen an Mister Green noch die Bitte um diskrete Weiterbesorgung und steckte alles in einen großen Umschlag, den sie mit der Adresse des alten Herrn versah.

Erst als sie ihr inhaltschweres Schreiben zur Post gegeben, fiel ihr ein, daß sie ja nicht wie jener Unbekannte, an den sie unausgesetzt denken mußte, sich der Schreibmaschine bedient hatte. Aber was machte das schließlich aus? Sie hatte ja ihren Namen nicht genannt!

Warum machte sie sich überhaupt darüber Gedanken? Kennen lernen wollte sie den Unbekannten doch unbedingt, wobei er natürlich auch erfahren würde, wer sie sei.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage bereits teilte Mister Green Frau Lily mit, daß er sich freuen würde, wenn er sie am Abend in der Oper treffen würde. Laut hätte sie über diese frohe Nachricht aufjubeln mögen. Denn was sollte sie anders bedeuten, als die Verkündigung einer ersten Begegnung mit ihm, dem Unbekannten! Und daß es ihn drängte, sie so schnell näher kennen zu lernen, hieß doch, daß er sich nicht daran stieß, daß sie eine in Scheidung mit ihrem Manne liegende Frau war. Dieser wunde Punkt hatte ihr heimliche Sorgen bereitet. Nun waren sie zerstreut. Von Sonnenschein übergossen sah sie ihre Zukunft vor sich.

Festlich schmückte sie sich am Abend. Schon vor Beginn der Vorstellung schickte es sich, daß sie mit dem guten Mister Green, der sich heute in Begleitung

seiner Frau befand, eine kleine Unterhaltung pflegen konnte. Er ließ aber über das, was ihr Herz bewegte, keine Silbe verlauten. Nahm er als selbstverständlich an, daß sie erraten hatte, was er heute beabsichtigte?

Hierüber grübelte sie während des ganzen ersten und zweiten Aktes dergestalt, daß sie kaum merkte, was auf der Bühne vor sich ging.

Endlich traf sie im Foyer wieder mit den Eheleuten Green zusammen. Der alte Herr war heute besonders gut aufgelegt. Er blickte sich auch vielfach um. Ohne Frage hielt er nach ihm, dem von ihr Ersehnten, Ausschau, um ihn ihr „ganz zufällig" vorzustellen. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen.

Minute auf Minute ging dahin. Die Erwartung brachte sie bald um. Wenn er jetzt auftauchen würde? Und er entsprach dem Bilde, das sie sich im Geiste von ihm entworfen? Würde sie ihm dann nicht gegenüberstehen wie ein Backfisch ihrem ersten Anbeter?

Mitten in diese Gedanken hinein schrillten die elektrischen Klingelzeichen, die das Ende der Pause verkündeten.

„Schade!" meinte der alte Herr leichthin.

Wie ein Dolchstoß traf sie das Wort, das sie sich dahin deutete: Ein gewisser Herr, mit dem ich Sie heute gern bekannt gemacht hätte, hat es vermieden, zu erscheinen.

Ihre soeben noch lieblich roten Lippen wurden weiß. Mit Mühe nur konnte sie ihre Haltung bewahren.

Der alte Herr bemerkte ihre grenzenlose Enttäuschung recht wohl. In seinen grauen Augen zuckte es auf. Er räusperte sich kurz und flüsterte ihr dann zu: „Wir sehen uns noch nach der Vorstellung. Aber ganz bestimmt!"

Flüchtig zwar nur, aber vielsagend, drückte er ihr

die Hand. Dann nahm man wieder die Plätze im Zuschauerraume ein.

Mit gesenktem Haupte saß Frau Lily da. Was sollte sie jetzt nur denken? Sollte sie noch nicht alle Hoffnung aufgeben? Am liebsten wäre sie sofort aufgebrochen, nach Hause geeilt, hätte sich aufs Bett geworfen und sich ausgeschluchzt. Aber es fehlte ihr einfach die Kraft zu irgend einem Entschluß. Teilnahmlos harrte sie aus bis zum Ende der Vorstellung.

Mister Green bemühte sich jetzt sehr um sie. „Sie fahren mit uns, Mistreß!“ sagte er zu ihr.

„Aber —“

„Kein Aber, bitte. Lassen Sie mich nur handeln.“

Er geleitete sie und seine Frau zu einem Auto.

Sowie der Wagen losgefahren war, eröffnete ihr Frau Green in liebenswürdiger Weise, daß ihr Mann und sie im Begriffe seien, sie zu einem Gläschen Tee in ihrem nicht fernen neuen Heim zu entführen. Herzlich drückte ihr die alte Dame dabei beide Hände und der alte Herr nickte ihr freundlich zu.

Frau Lily glaubte zu verstehen. In wenigen Minuten würde sie sich dem Manne gegenüber befinden, nach dessen näherer Bekanntschaft sie sich sehnte. Sie wurde ganz verwirrt.

Da war man auch schon am Ziel. Zuvorkommend wurde sie von dem Ehepaar ins Haus geleitet. Scheu blickte sie zu Boden. Als man aber die Schwelle der Diele überschritten, erhob sie den Kopf und schaute sich verwundert um. Offenbar wollte sie auch etwas sagen.

Doch kam ihr hierbei der alte Herr zuvor, der in feierlicher Weise das Wort an sie richtete: „Mistreß, ich hatte die Ehre, einen Brief für Sie bestellen zu dürfen. Es war die Antwort auf einen anderen, den

ich vorher die Ehre hatte, an Sie zu bestellen. Darf ich daraus, daß Sie sich zu einer Antwort herbeiließen, schließen, daß der Geist, der Ihnen aus dem Briefe an Sie entgegenwehte, Sie sympathisch berührte?“

„Ganz gewiß,“ lispelte sie.

„Und darf ich mir jetzt gestatten, Ihnen die Bekanntschaft der Persönlichkeit zu vermitteln, von welcher der Sie so sympathisch berührende Brief stammt, und die, durch Ihre Antwort bezaubert, keinen sehnlicheren Wunsch hegt, als Sie von Angesicht kennen zu lernen? Darf ich?“

Sie nickte nur.

Diskret entfernte sich der alte Herr in Gemeinschaft mit seiner Frau durch eine Tür, unter deren Rahmen eine halbe Minute später ein jüngerer Herr erschien. Lebhaft ging er auf Frau Lily zu und streckte ihr beide Hände entgegen. Ihre Augen weiteten sich. Mit einem kleinen Schrei sank sie auf ein Poltermöbel.

Er kniete vor ihr nieder und streichelte ihre herabhängende rechte Hand.

„Wilfrid!“ entrang es sich ihrer wogenden Brust. „Du bist's?“

„Ja, ich bin's, meine Lily. Ich, dein Mann! Wie habe ich mich die langen, langen Monate nach dir gesehnt! Und daß ich dich, trotz allem, immer geliebt habe und gleich nach unserer Trennung auf eine Wiedervereinigung gehofft, wirst du erkennen, wenn du dich nur umblickst. Das alles sind unsere Möbel, die sich in unserer Wohnung befinden. Ich habe sie kurz vor der damals angesetzten Versteigerung samt und sonders an mich gebracht und einem Spediteur in Aufbewahrung gegeben. Gegen eine nicht un-

beträchtliche Entschädigung bewog ich dann gestern die Familie, die inzwischen unsere Wohnung bezogen hatte, sofort auszuziehen, so daß im Laufe des heutigen



Tages unsere Möbel wieder eingeräumt werden konnten."

„Wilfrid, das hast du getan? Wie lieb von dir! Ich fühle mich beschämt."

„Aber nein, meine kleine, süße Lily, ich allein fühle mich beschämt, daß du, wie ich zu hoffen beginne, mir Verzeihung gewähren willst."

„Wenn jemand von uns um Verzeihung bitten muß, bin ich's, Wilfrid."

„Nein, ich."

„Wollen wir uns schon wieder streiten?" scherzte sie.

„Aber ganz gewiß nicht wieder."

„Ganz gewiß nicht wieder!" bekräftigte sie.

Er erhob sich, setzte sich neben sie und schlang seinen Arm um ihre Schultern. „Also, was gewesen ist, sei vergessen, es soll sich in Zukunft nie wiederholen."

Zur Besiegelung dieser Abmachung gab man sich einen langen Kuß.

Mister Green hatte die Tür zum Nebenzimmer einen Spalt weit geöffnet und lugte ins Zimmer. Schnell zog er sich zurück, rieb sich die Hände und schmunzelte. „Das hätten wir fein gedrechselt!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Reimarus Higby, der durch seine vielberühmten Entscheidungen in Ehestreitigkeiten in ganz New York bekannte Richter, fand nach Ablauf des Jahres keine Gelegenheit, einen neuen Termin abzuhalten in der Scheidungsklage Harrington gegen Harrington.

Aber er lächelte sehr vergnügt, als er die Akten seinem Sekretär zum Ablegen überreichte.



Die Wage des Rechts

Roman von Friedrich Jacobsen

(Fortsetzung und Schluß) (Nachdruck verboten)

Wenn Ernst überhaupt fähig war, einen klaren und logischen Gedanken zu fassen, so beschäftigte sich sein Gehirn jedenfalls in dieser Mitternachtstunde mit einer wunderlichen und halb kindischen Idee. Er wollte zwischen sich und dem Schauplatz der letzten Begebenheiten eine möglichst große räumliche Entfernung schaffen, und er bildete sich ein, daß jede abrollende Meile nicht nur ein Stück von der Erinnerung, sondern auch von den Tatsachen auslöschen werde.

Das war ein Wahn, den er als solchen erkannte, und dem er dennoch ohne Zögern wie einem körperlichen Zwang folgte — er konnte eben nicht anders und kümmerte sich nicht um die Folgen; am liebsten hätte er freilich geschlafen, aber das war ein Ding der Unmöglichkeit.

Er hatte das Zimmer, in dem Herta lag, verlassen, während Doktor Vollert vermutlich bei der Schlafenden zurückblieb und die weitere Entwicklung ihres Zustandes abwartete. Wenn der Arzt das nicht tat, dann mochte er es mit seinem Gewissen abmachen; einen Dritten ging das jedenfalls nichts an.

Auf dem Korridor war es dunkel, das Hausgesinde hatte sich zur Ruhe begeben, seitdem es die Herrin unter guter Obhut wußte. Ernst tastete sich die Treppe hinunter, suchte im Flur unter den dort hängenden Kleidern einen Hut — ob es der seinige war, wußte er nicht — und verließ endlich das Haus.

Die lange Allee war ihm sehr peinlich, denn sie hing noch mit diesem schrecklichen dunkeln Bau zusammen, aus dessen endlosen Fensterreihen nur ein

einziges kleines Licht flimmerte, das immer wieder den Blick rückwärts zog. Außerdem hatte sich der Wind von neuem erhoben, und der bekam jetzt Stimmen, denn es war ein Geheimnis in die Nacht hinausgeflogen, und die Natur raunte es von Luft zu Baum, von Baum zu Busch, von Busch zu Halm.

Auch von Welle zu Welle, denn da links tief unten lag der grundlose Erlensee, und das Wasser nagte an den steilen Ufern.

Wo Herta gesessen hatte — tagelang.

Warum löste sich niemals eine Erdscholle, wenn sie dort kauerte?

Die Landstraße war frei und offen, man konnte den Horizont sehen und das Heraufdämmern des Tages ahnen; aber dann kann der tiefe umbuschte Hohlweg, in dessen Mitte die Pferde vor dem Raben scheuten.

Am Ende des Weges lag ein wüstes Gemäuer, irgend etwas Angefangenes und Unvollendetes — etwas Zweckloses, wie so oft das menschliche Leben.

Ernst setzte sich auf einen zusammengebrochenen Steinhaufen und musterte die Umgebung; es standen Weiden in der Nähe, die gegen den grauen Morgenhimmel flatterten wie Hexenhaar im Wind.

Wo war das noch gewesen?

Richtig, auf der Hochzeitsreise, in München, in der Schackschen Galerie, auf dem Eumenidenbilde. Damals hatte Herta sich abgewendet und zum Aufbruch gedrängt — scheinbar zwecklos, mit der irrlichternden Laune einer jungen Frau.

Oh, sie wußte, warum sie es tat, sie wußte auch, warum sie Morphium nahm, um ihren Schlaf tief zu machen und ihre Lippen stumm.

Und neben diesem Weibe hatte er geruht, hatte

er geschlafen, während sie sich vielleicht argwöhnisch über ihn neigte, eine Waffe in der Hand, wie einst Judith, Debora, Delila und wie sie alle heißen.

Grauenvoll!

Da war der kleine, öde Bahnhof, über dessen Rampe die Öllaterne brannte und Schatten im Winde tanzen ließ. Der Zug kam erst in einigen Stunden, und Ernst setzte sich in das kahle Wartezimmer, dessen vier Wände nichts einschlossen als ein paar Stühle, einen Tisch und auf dem Tisch die schmutzige Wasserkaraffe.

War das auch schon einmal dagewesen?

Ja, in der Zelle neben dem Schwurgericht, während die Geschworenen berieten und sich nicht einig werden konnten. Oh, das waren kluge Männer, die ohne Farbenblindheit Schwarz und Weiß verglichen, die nur das Recht kannten und keine Liebe.

Oder vielmehr keine Leidenschaft.

Denn nun, in dieser immer klarer werdenden Morgenluft, bei dem kühlen Heraufsteigen des Morgens wurde es Ernst Kollmann deutlich, daß er Herta niemals geliebt hatte, wie der Mann ein Weib lieben soll: mit dem Herzen und mit der Seele; sondern sie war das Narkotikum seiner Sinne gewesen, und als sie in jener gefährlichen Stunde der Verteidigung ihre heißen Lippen an sein Ohr legte, da hatte sie seine Seele ausgetrunken.

Wie der Vampir das Blut austrinkt! —

Endlich kam der Zug.

Dann langte der Flüchtling in Berlin an, und er hatte sich so sehr und so tief in die Rolle des Geächteten hineinphantasiert, daß er einen großen Bogen machte, als am Eingang des Bahnhofs ein paar Polizeibeamte standen und ihn zufällig mit den Augen streiften.

Daß sich in der Wohnung nur wenige Spuren von

Herta vorfanden, war Ernst schon gewöhnt, aber auch diese wenigen zerrten an seinen Nerven. Er schleppte alles zusammen, packte es in ein entlegenes Zimmer und schloß die Tür ab. Das Gesinde mochte denken, was es wollte. Nun kam ja doch die Zeit heran, wo man sich von diesen horchenden, wispernden, lächelnden Söldlingen freimachen und irgend etwas anderes tun konnte.

Irgend etwas anderes — aber was?

Auf der ganzen Heimfahrt hatte Ernst Kollmann mit keinem Blick in die Zukunft gesehen, sondern immer nur seine und Hertas Vergangenheit bergauf gewälzt, wie Ixion das Rad im Tartarus. Jetzt in seiner alltäglichen Umgebung machte er sich auch an diese zweite Aufgabe.

Mit einer einzigen Ausschaltung in seinem Denken, deren Kontakt sich erst später wieder einstellte.

Daß es mit der räumlichen Trennung allein nicht getan war, wurde ihm nun allmählich klar; das war ja gerade so, wie wenn der Arzt ein fressendes Geschwür verkleben wollte. Schließlich muß doch der Schnitt des Messers das Beste tun.

Scheiden!

Im Grunde genommen waren sie schon geschieden; wenn man ganz in die Tiefe ging, waren sie niemals im ethischen Sinne verheiratet gewesen. Ein Richterspruch war leicht zu erlangen.

Kartenhäuser fallen um, wenn man hineinbläst; hier konnten beide Teile sogar den Atem anhalten, und sie würden es tun; man blieb ganz einfach auseinander, dann kam die „böswillige Verlassung", und eines von beiden kriegte die Schuld zugeschoben.

Ganz einerlei, wer.

Weiter ging Ernst Kollmanns Denken nicht; es

war tatsächlich noch eine Lücke in seinem Hirn. Aber dagegen stellte sich die Macht der Gewohnheit ein.

Er hatte eine Woche Urlaub und davon gerade vierundzwanzig Stunden verbraucht; es war vollständig zwecklos, den Rest untätig zu verbringen, man konnte ebensogut arbeiten, dann hörte wenigstens dieses unfruchtbare und nervenzerreibende Grübeln auf.

Da ging Ernst aufs Amt.

Es war schon ziemlich spät am Nachmittag, der Oberstaatsanwalt hatte sich schon entfernt; aber in allen Zimmern saßen noch die fleißigen Staatsanwälte hinter ihren Akten, denn das Chaos der Weltstadt spie immer neue Fälle aus, es ging wie mit dem Kopf der Hydra: wenn man einen abschlug, wuchsen zwei aus dem Stumpf.

Kollmann begab sich zu dem Staatsanwalt, der sein Dezernat übernommen hatte, und wurde mit Jubel von ihm begrüßt. „Na, Gott sei Dank, Herr Kollege, daß Sie wieder da sind, da muß es doch nicht so schlimm mit der Gnädigen gewesen sein. Gratuliere Ihnen und mir, denn ich stecke ganz verteufelt in der Patsche. Heute früh habe ich auch noch die Webersche Sache gekriegt; sie soll noch vors nächste Schwurgericht und hat ihre Haken.“

Kollmann machte ein verständnisloses Gesicht. „Die Webersche Sache?“

„Na, Sie wissen doch! Ach soo — —“

Der Staatsanwalt machte ein verlegenes Gesicht, und Ernst faßte sich an die Stirn. Er fühlte einen schweren Druck in den Schläfen und begann darüber nachzudenken, ob diese letzte Mitternachtstunde ihm nicht doch den Verstand gelähmt hatte.

Da zermarterte er sich nun das Hirn mit der Frage,

wie sein eigenes Leben glatt und geräuschlos von dem Dasein dieses dämonischen Weibes gelöst werden konnte, und drüben in dem großen, düsteren Zellenbau, wo Gram und Verzweiflung durch die langen Korridore flattern — drüben saß einer, dem wollten sie das Leben vom Dasein selbst ablösen; und wenn nicht die Wissenden für seine Unschuld ein Zeugnis ablegten, ihm selbst würden die Richter nicht mehr glauben, nachdem sie die Schuldige freigesprochen hatten!

Der gequälte Mann erhob sich mühsam und tastete nach seinem Hut. „Meine Rückkehr ins Amt war doch wohl übereilt, Herr Kollege. Es ist seit gestern so vieles über mich hingegangen, und die letzte Nacht war ganz schlaflos. Ich glaube, ich muß irgend einen Platz aufsuchen — irgend einen Platz — — —“

Da war die Straße mit ihrem ekelhaften Menschengewühl. Ernst Kollmann schob sich ganz mechanisch durch die Menge und lächelte halb kindisch bei dem Gedanken an das verdutzte Gesicht des Kollegen, der aus allen seinen Himmeln gestürzt war und ihm eifrig anempfahl, sofort den versäumten Schlaf nachzuholen.

Jawohl — schlafen!

Eine unbestimmte Vorstellung ging traumartig durch Kollmanns Hirn. Er dachte an ein schlichtes, stilles Zimmer, mit allen Einrichtungen der modernen Hygiene versehen und ohne alle die Überflüssigkeiten moderner Narrheit.

Es durfte ein Kruzifix an der Wand hängen — o ja. Der Märtyrer von Golgatha hatte auch viel gelitten.

Er dachte an Frauengestalten mit weißen Häubchen, die so unendlich sanft und gütig reinste Menschenliebe ausüben, in deren Auge kein dämonischer Strahl auf-

glimmt, die wunschlos sind wie die Engel im Himmel.

Und plötzlich stand er neben einem Taxameter und redete den Kutscher an. „Können Sie mich irgendwohin fahren, lieber Freund?“

Der Gefragte erfaßte als heller Berliner sofort die Situation. „Irgendwohin is jut. Vielleicht nach Dalldorf jefällig?“

„Nein,“ sagte Ernst, „da sind zu viele in der Anstalt. Aber warten Sie mal, ich will Ihnen die Adresse aufgeben. Ich muß sie nur erst herausgraben.“

Dann nannte er nach einigem Nachdenken Vollerts Sanatorium.

Der Rosselenker nickte. „Sie sind doch vernünftiger, als ik dachte, Männeken. Denn man rin ins Verjnügen!“

Unterwegs kam wieder zur Abwechslung ein Stück Überlegung. Wenn Justus nicht in ähnlicher Weise aus Erlensee geflüchtet war wie ein gewisser anderer, dann konnte er ja noch gar nicht in Berlin sein. Aber das war ja schließlich ganz einerlei; das Zimmer und das Bett und die barmherzige Schwester: diese schönen Dinge blieben die Hauptsache.

Doktor Vollert war gerade angekommen und begab sich sofort auf die Meldung in das Wartezimmer, wo Ernst ganz apathisch in einem Sessel kauerte.

Er sprach weder einen Gruß noch ein Wort des Erstaunens oder der Erinnerung aus, sondern umschloß sofort das Handgelenk des Freundes mit seinen kundigen Fingern und sah ihm prüfend in die Augen.

„Sie können gleich hier bleiben, Ernst. Das war doch wohl Ihr Wunsch?“

„Ja.“

Eine Viertelstunde später lag Ernst im Bett. Es

war alles wie in seinem Halbtraum: die hygienische Einrichtung, die Pflegerin mit dem Häubchen, sogar das Kruzifix an der Wand.

Und als man ihm eine Morphiumeinspritzung gemacht hatte, sagte er: „Nun wollte ich, daß dieser Schlaf kein Ende hätte. Aber es ist da etwas im Wege — etwas im Wege — im Wege — — ich weiß nur nicht mehr genau, was es ist, was es ist."

„Zwei Tage lag er im Fieberdelirium," sagte Doktor Vollert zu Mary, bei der er in ihrem Bureau saß, „und ich fürchtete schon ernstlich für seinen Verstand. Nun ist die Krisis vorüber, und die Kräfte beginnen sich zu heben. Aber es ruht ein seelischer Druck auf ihm, den meine ärztliche Kunst nicht beseitigen kann."

Es sah bös aus in der Villa Huber. Die Zimmer waren zum Teil ausgeräumt, der Geist der Auflösung schwebte über dem Ganzen. Mary stand im Begriff, nach München zurückzukehren; nur ihr kleines Arbeitszimmer war noch unberührt, und die beiden saßen wie ehedem am Kamin, auf dessen Feuerstätte ein Rest kalter Asche lag.

„Dürfen Sie mir den Grund dieser seelischen Erschütterung mitteilen?" fragte Mary.

Der junge Arzt streifte mit einem scheuen Blick ihr schönes Gesicht, auf dem ein Ausdruck seltsamer Entschlossenheit lag. „Sie wissen, liebe Freundin, daß diese Ehe auf einem ungesunden Boden emporkümmerte. Reicht die Erkenntnis einer solchen Tatsache nicht aus, um ein tiefgründiges Gemüt tödlich zu verletzen?"

„Nein," sagte Mary, „dann müßtet ihr Ärzte

Anstalten bauen, so groß wie die Warenhäuser. Vielleicht verbietet Ihnen das ärztliche Gewissen, dieses Geheimnis aufzudecken; aber ich bin eine Frau, die solche Hindernisse nicht kennt. Und ich will Ihnen sagen, Justus, warum unser Freund mit einem Dämon kämpfen muß: er ist an eine Verbrecherin gekettet, und sein argloser Sinn hat das erst jetzt erkannt."

Vollert schnellte empor. „Sind Sie allwissend, Mary?"

„Ich sehe mit den Augen der Liebe, der Eifersucht — Gott verzeih mir's, vielleicht mit den Augen des Hasses," sagte die junge Frau schmerzlich. „Wer saß auf den zwölf Stühlen, als das Recht mit der Wage gewogen wurde? Männer, die nichts kannten als ein paar Episoden, die nicht miterlebten, sondern nur den Schatten der Ereignisse sahen. Ich sah die Ereignisse selbst. — Wo ist sie jetzt?"

„In der Einsamkeit von Erlensee," entgegnete der Arzt und schob mechanisch mit der Fußspitze die tote Asche zusammen. „Sie hatte eine Ladung vor das Gericht erhalten und brach darüber zusammen — wir waren dort, Ernst und ich — eine Nacht. Ich werde an diese Nacht denken bis an mein Lebensende, wie der Bergwanderer daran denkt, wenn er sich über einen Abgrund verstiegen hatte. Mehr will ich nicht sagen, mehr darf ich nicht sagen — es ist vielleicht schon zuviel."

Mary nickte. „Für mich genug, lieber Freund. Also sie ist krank?"

„Jetzt wohl nicht mehr, was man so krank nennt. Um Mitternacht verließ Ernst das Haus — ich glaube kaum, daß er sich Rechenschaft davon geben konnte. In der Frühe des Morgens folgte ich ihm. Um Mitternacht lag sie in einem magnetischen Schlaf, gegen

Morgen war es ein natürlicher geworden. Ich ordnete an, daß man mir Nachricht geben sollte. Heute kam diese Nachricht. Sie geht wieder umher, vielleicht noch mehr Schatten als früher, aber sie bewegt sich von Ort zu Ort."

„Und wann wird dieser Schatten ganz erlöschen?" fragte Mary hart, als der Arzt schwieg und das alte Spiel mit der Asche wieder aufnahm.

„Es kann von heute auf morgen sein. Sie sitzt viel an einem tiefen Wasser, unter Erlen und Weiden, wie Ophelia. Oder nein, mit einer Ophelia will ich sie nicht vergleichen. Sie geht auch nachts von Zimmer zu Zimmer, wie Lady Macbeth. Auf solchen Wegen kann plötzlich der Gedanke an das Ende aufblitzen — und dann ist das Ende auch da. Sonst —"

„Sonst?"

„Was ich vorhin sagte, kam aus dem Munde des Psychiaters. Ich bin kein Spezialist für innere Krankheiten, aber ich hege die Überzeugung, daß sie auch so nicht lange leben wird. Gewisse Symptome lassen mich auf ein Herzleiden schließen."

Mary erhob sich. „Genug. Es ist grauenhaft, in dieser Weise über den möglichen Tod eines Menschen zu sprechen — mit diesem heimlichen Hintergedanken! Wir wollen jetzt zu unserem Patienten zurückkehren — Sie kamen doch nicht, lieber Freund, um lediglich über sein Befinden Bericht zu erstatten?"

„Nein," sagte der Arzt leise, „ich komme auch mit einer Bitte; aber es wird mir schwer, sie auszusprechen. Während jener Tage, in denen unser Freund bewußtlos war, nannte er Ihren Namen. Nicht einmal, nicht zweimal — er kam gar nicht von seinen Lippen weg, er war wie ein Stück von seinem Wesen. Ich weiß, was das heißt, Mary, es ist mir auch so gegangen,

bis ich darüber hinwegkam. Und nun kennen Sie meine Bitte."

Die junge Frau blickte sich um. „Hier bin ich fremd geworden, Justus, hier habe ich nichts mehr zu suchen. Sie begehrten mich als Gattin in Ihr Heim, das konnte ich nicht gewähren, aber als barmherzige Schwester darf ich kommen. Vielleicht wird das mein künftiger Beruf sein, wenn ich erst da unten in meiner Heimat bin."

Man hatte Ernst darauf vorbereitet, daß Mary kommen werde, und diese Nachricht wirkte auf ihn wie ein Lebenselixir. Er wollte aufstehen, um sie empfangen zu können, aber Doktor Vollert litt es nicht.

„Sie kommt als barmherzige Schwester," sagte er. „Es sind ihre eigenen Worte. Sie spricht davon wie von einem künftigen Beruf, und ich glaube nicht daran. Aber heute wollen wir es so ansehen, in diesen Räumen soll die Barmherzigkeit immer einen Platz finden."

Tiefschwarz war sie gekleidet, ähnlich wie Herta sich auch gerne trug, aber man konnte keinen größeren Unterschied denken, wie zwischen der Herrin von Erlensee und dieser blonden, blühenden Frau, die Wärme und Leben aushauchte.

Man ließ sie allein zu dem Kranken, und obwohl niemals ein vertrauliches Wort zwischen diesen beiden Menschen gewechselt worden war, jetzt kam es plötzlich mit einer elementaren Macht.

„Mein lieber armer Freund," sagte Mary, „was mußt du gelitten haben!" Dann setzte sie sich neben sein Lager und griff nach seiner Hand. „Wovon wollen wir sprechen, Ernst? Es gibt nichts, was du mir nicht

sagen kannst, nichts, was ich nicht hören dürfte. Diese Stunde gehört uns ganz allein."

„Wir wollen von — ihr sprechen," entgegnete er und hielt die Hand fest.

„Sprich!"

„Sie hat es getan."

„Ich weiß. Es ist ein Geheimnis zwischen dir und mir; höchstens weiß noch ein Dritter darum. Wir wollen es vergessen, Ernst, denn die menschliche Strafe, die sie treffen könnte, ist nichts gegen ihre Seelenqual. Man muß so vieles auf dieser Welt vergessen — leg's zu dem anderen."

Ihre Nähe hatte beruhigend auf ihn eingewirkt, aber die Worte taten es nicht. Er warf sich in die Kissen zurück und starrte nach der Decke des Zimmers.

„Wenn es sich nur um dieses unselige Weib handelte, dann wollte ich dir recht geben. Ich bin mit ihr fertig, ich habe mich von ihr losgelöst; der letzte Schnitt tut nicht mehr weh. Aber der andere, Mary, der andere!"

„Wer?"

„Der Gefangene, der Angeklagte — Hans Jochen!"

Sie hatte in der letzten Zeit so viel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun gehabt, daß keine Zeitung in ihre Hände gekommen war, und nun fuhr es ihr durch die Glieder wie ein elektrischer Schlag. „Gott im Himmel, Ernst — man hat ihn wirklich gefaßt, den Unglücklichen?"

„Du rietest es mir ja selbst, Mary, ihn anzuzeigen — damals, als ich bei dir war!"

„Ja," sagte sie ratlos und faltete die Hände, „aber ich dachte nicht, daß es so weit kommen würde. Wenn ich gesagt hätte, er ist unschuldig, das wäre eine Anklage gegen die andere gewesen, gegen deine Frau — damals, Ernst, als du noch selbst an Herta glaubtest."

Dann preßte sie die Hände gegen die Schläfen. „Was tun wir denn jetzt? Du kannst doch nicht selbst —“

„Doch,“ sagte er finster, „ich muß. Das warf mich ja hierher aufs Lager, nicht die Entdeckung selbst. Ich soll irre geredet haben, man erzählt mir, ich hätte geschrien. Es war mir, als ob man mich vierteilte — ich wurde hierhin gerissen und dorthin gerissen. Das ist nun vorbei. Seit ich dich sehe hier an meiner Seite, seitdem weiß ich, was meine Pflicht ist. Du hast auch deine Pflicht getan, Mary, als noch keiner etwas wußte!“

Sie wehrte sich und murmelte, daß es gegen die Natur sei, aber er blickte unverwandt nach dem Bilde des Nazareners drüben an der Wand.

„Du hast recht, es ist wie am Kreuz. Vielleicht wird man ihn freisprechen. Bisweilen findet das gequälte Recht ja doch das Rechte. Aber was hilft es denn? Mein Amt —“

„Das kannst du von dir werfen, Ernst!“

„Zu spät!“ sagte er erschöpft. „Ich muß ihn wieder ansehen, den da drüben. Er sprach so hart von den Pharisäern, während er sonst Liebe für alles hatte. Wäre es nicht Heuchelei, eine Form zu zerbrechen und die Scherben hinter sich zu werfen und dann zu sagen, es habe niemals eine Form gegeben? Du müßtest mich verachten, Mary!“

Sie grübelte nach und hob endlich den Kopf. „Wann wird die Hauptverhandlung stattfinden, Ernst?“

„In einigen Wochen. Man entwirft jetzt erst die Anklage. — Warum?“

„Still, frage nicht weiter, laß mich machen. Wie lange bleibst du noch hier?“

„Justus spricht von einigen Tagen — vielleicht bis mein Urlaub zu Ende geht. Dann soll ich ins Bad. Es klingt wie Hohn!“

Mary zählte an den Fingern. „Vier — fünf Tage. Das genügt. Es ist hier so friedlich, als ob man gar nicht in der Welt wäre. Kannst du schlafen?“

„Mit Morphium.“

„Dann laß es dir geben. Ich will mit Justus sprechen. Rege nicht Hand noch Fuß, denke an nichts — oder ja, an mich darfst du denken, und daß ich für dich tätig bin. Leb wohl — auf Wiedersehn!“

Sie strich mit der Hand über seine Stirn und glitt aus dem Zimmer.

Bald darauf schlief er ein.

Als Doktor Vollert Erlensee verließ, war es gegen Morgen gewesen. Er hatte Herta noch einmal untersucht und festgestellt, daß sie im tiefen Schlaf der Erschöpfung lag, der voraussichtlich viele Stunden andauern würde. Er rief den Verwalter Janke und die paar Leute vom Gesinde zusammen und teilte ihnen mit, daß vorläufig alle Gefahr vorüber sei. Er müsse nach Berlin in seinen Beruf zurückkehren, man solle die Kranke getrost sich selbst überlassen, die Natur werde das Ihrige tun.

„Nur eins,“ sagte er eindringlich. „Die gnädige Frau weiß nicht, daß ihr Gemahl und ich hier gewesen sind, und eine Mitteilung dieser Tatsache könnte von den schlimmsten Folgen sein. Das gehört mit in die Kur, die ich vorgenommen habe, und es muß streng beachtet werden. Wer mit einem Wort oder einer Miene die Wahrheit verrät, der ist vielleicht schuld an einem verhängnisvollen Rückfall.“

Die Leute waren willig, eingeschüchtert, von Aberglauben erfüllt; sie versprachen hoch und heilig, was

von ihnen verlangt wurde, und der Arzt ließ sich nach der Bahn fahren.

Als Janke zurückkehrte, schlief Herta noch immer.

Erst um die Mittagszeit wachte sie auf.

Es war ein wundervoller Frühlingstag, ohne Spuren der verflossenen Sturmnacht, und die Sonne schien hell in das Schlafzimmer der jungen Frau.

Herta schellte und sagte zu dem eintretenden Mädchen: „Schließen Sie die Vorhänge; dieses grelle Sonnenlicht ist ja geradezu unerträglich. Habe ich lange geschlafen?“

Das junge Ding gedachte des ärztlichen Verbots und fürchtete, sich zu verraten. Sie zögerte und entgegnete endlich: „Seit gestern, gnädige Frau. Gnädige Frau waren wohl ein wenig erschöpft.“

Herta blieb liegen. Sie verspürte keine eigentliche Müdigkeit und hätte sogar stundenlang wandern können, aber es war da etwas Unbestimmtes in ihr, das hielt sie davon ab, ihr Lager zu verlassen. Etwa so, wie der Vogel Strauß nach einem alten Volksglauben seinen Kopf in den Busch stecken und sich alsdann sicher vor dem Jäger fühlen soll.

Übrigens hatte sie keinerlei Erinnerung aus den beiden letzten Tagen.

Höchstens vielleicht ein dumpfes Gefühl.

Sie lag auf dem Rücken und starrte den Stuck der Decke an — alte massive Arabesken, die aber kreuz und quer von Rissen durchfurcht waren. Es konnte sehr leicht geschehen, daß ein Stück davon herunterstürzte.

Gerade auf das Bett.

Herta dachte auch daran, aber es ließ sie vollkommen gleichgültig.

Dann betrachtete sie das Zimmer.

Sie war sehr eigen in ihrer Umgebung und duldete nicht, daß irgend ein Gegenstand von seinem gehörigen Platz entfernt wurde; es regte sie förmlich auf, daß jetzt rechts und links von ihrem Bette je ein Stuhl stand, obwohl das sonst niemals der Fall gewesen war.

Sie schellte abermals das Mädchen herbei.

„Ist denn irgend jemand hier gewesen, während ich schlief?"

Man hatte sich schon auf diese Frage gerüstet, und das Mädchen war schnell mit der Antwort bereit. „Die Mamsell, gnädige Frau, und natürlich ich."

„Gleichzeitig?"

„N—ein, doch wohl nicht."

„Aber hier stehen doch zwei Stühle."

„Das weiß ich wirklich nicht, gnädige Frau. Wer sollte denn sonst dagewesen sein?"

Das Dämmerlicht des Zimmers verdeckte die glutroten Backen der jungen Dirne, und Herta stützte den Kopf nachdenklich in die Hand. „Ja, Sie haben recht, Anna, ungerufen kommt wohl so leicht niemand hierher. Und wenn ich wieder einmal so — lange schlafen sollte, nicht wahr, Sie versprechen es mir, daß keiner an mein Bett kommt, um mich zu stören?"

„Gewiß, gnädige Frau." —

Gegen Abend stand Herta auf. Sie ging in ihr Wohnzimmer, das sehr weit von den Räumen entfernt lag, die ihr Oheim benützt hatte, und fand dort auf dem Schreibtisch die gerichtliche Vorladung nach Berlin. Man hatte, als sie ohnmächtig zusammenbrach, das Dokument dorthin gelegt; es war ihm natürlich nicht anzusehen, ob inzwischen ein unbefugtes Auge hineingeblickt hatte.

Übrigens stand nichts darin als die einfache Zeugenladung.

Von diesem Augenblick ab ging eine Veränderung in Hertas Wesen vor sich.

Anstatt der bisherigen Apathie kam etwas Unsicheres und Fieberhaftes hinein. Zunächst setzte sie sich hin und schrieb an das Gericht, sie könne ganz unmöglich kommen, denn ihr Nervensystem sei vollständig zerrüttet; man möge auf ihr Zeugnis in dieser Sache verzichten, sie könne gar nichts, aber auch nicht das allergeringste aussagen.

Ein unüberlegter Brief, denn das Beweisthema stand ja gar nicht in der Ladung. Er kam auch nicht zur Absendung, sondern Herta zerriß ihn und verbrannte die Fetzen, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß der Terminstag noch etwa eine Woche hinaus lag.

Inzwischen war es dunkel geworden, das heißt, so dunkel es um diese Jahreszeit da oben überhaupt werden konnte. Die Sonne hatte sich zur Rüste begeben, und im Kalender stand Neumond verzeichnet; es war ein unsicheres Zwielicht, das allen Gegenständen seltsame und fast gespensterhafte Umrisse verlieh.

Dazu ganz windloses Wetter und nach Sonnenuntergang auch tiefhängende Wolken, wie vor einem Gewitter.

Herta verließ das Haus.

Die Allee, die nach dem Gut führte, war sehr lang und dicht belaubt; sie senkte sich etwas der Landstraße entgegen, weil das Herrenhaus auf einer kleinen Anhöhe lag, und so konnte das Gefühl entstehen, als ob man einen endlosen gewölbten Gang entlang schreite, der allmählich in die Unterwelt führte.

Herta hatte diese Vorstellung. Sie wurde noch darin bestärkt, weil die Sonne diesen dumpfen Weg niemals ganz austrocknete, so daß der Fuß beständig auf modrigem Boden und zwischen welken Blättern

ging, und sie fröstelte zusammen, obwohl es so schwül war, daß die Erde dunstete.

Zuletzt kam sie an den Erlensee. Es war da ein ganz bestimmter Uferplatz, an dem sie zu sitzen pflegte, aber niemals zu so später Stunde, sondern immer nur im hellen Licht des Tages, wo man jeden Fußbreit Land genau erkennen und sich vor einem Fehltritt hüten konnte.

Jetzt war es bei dem steilen Ufer etwas bedenklicher, denn wer da hinunterstürzte, der kam ganz sicher nicht wieder herauf, und Herta tastete sehr vorsichtig, als sie ihren alten Platz, einen großen, in die Erde gesunkenen Feldstein, aufsuchte; und dabei lächelte sie bitter und verächtlich, denn was da tief unten in ihrer Seele als halber Vorsatz lauerte, das stand zu dieser ängstlichen Vorsicht in einem sonderbaren Gegensatz.

Unergründlich sollte das Wasser sein nach dem Glauben der Leute. Das war natürlich die Phantasie des Volkes, die sich am liebsten an unheimliche Dinge heftet und sie grotesk ausgestaltet; aber in gewissen Stunden des Lebens ist auch der Gebildete für solche Dinge empfänglich.

Besonders, wenn er an einer Grenze steht, wo alles Wissen aufhört.

Also nie wieder ans Licht kommen!

Das ist der Tod in seiner vollständigsten Erscheinungsform, der krasseste Gegensatz zu jenem Empfinden, das die Ägypter in den Mumienkult hineintrieb — schrecklich für alle, die es ausdenken, selbst wenn sie die Notwendigkeit erkennen, ganz und gar in der Erinnerung der Menschen ausgelöscht zu werden.

Es wetterleuchtete.

Wir wissen alle, daß das eine ferne elektrische Ent-

spannung ist, die Wirkung eines Naturgesetzes, nichts Übersinnliches; aber in den dunkelsten Stunden des Lebens wird solche Rede aus den Wolken das Symbol für etwas anderes.

Eine Stimme des Gerichts!

Herta erhob sich und kehrte zurück. Nein, das konnte sie nicht ausführen, es fehlte ihr der Mut dazu, und es gab wohl noch andere Wege, auf denen man davonlaufen kann, wenn hinter der Ecke des Gemäuers die Eumeniden hervorbrechen.

Wie der große Künstler in München es auf seinem schrecklichen Bilde dargestellt hatte.

Herta vergrub sich in die Bibliothek. Es war ein großer, düsterer Raum, der das Licht der Hängelampe verschluckte; aber das gequälte Weib schleppte unter diesem Licht alles zusammen, was sie für ihre neue Idee brauchen konnte.

Karten, Fahrpläne, Gesetzbücher. Mit dem Fahrplan war die Sache ja einfach, in ein paar Stunden konnte man die russische Grenze erreichen, hinter der sich ein endloses Reich ausbreitet. Aber gab es denn noch auf diesem klein gewordenen Erdball irgend ein Land, wo die Fäden des Rechts nicht hineinreichen?

Und während dieses angstvollen Grübelns und Suchens hob Herta oft lauschend den Kopf.

Warum tat sie denn heute das, was sie noch niemals getan hatte? Wußte denn irgend ein Mensch jenes eine, was sie nur allein wissen konnte?

Herta hatte ihre Gänge an den Erlensee aufgegeben, sie verließ überhaupt das Haus nicht mehr und begann sichtlich dahinzuwelken.

Unter dem Gesinde war die Ansicht verbreitet,

daß ihr der Tod auf dem Herzen sitze, aber niemand wagte, zu ihr vom Arzte zu reden, denn dann wäre es schließlich herausgekommen, daß schon einer an ihrem Lager gewesen war, und das sollte unter allen Umständen vermieden werden.

Nachrichten von der Außenwelt kamen nicht. Es waren die Tage, die Ernst unter der Obhut seines Freundes im Sanatorium zubrachte. Aber auch sonst hatten die Gatten einander nicht geschrieben, und da die Wirtschaftsgebäude nach hinten hinaus lagen, so konnte das Herrenhaus gewissermaßen als ein verzaubertes Dornröschenschloß angesehen werden, dem keine Menschenseele nahte.

Ganz besonders galt diese Einsamkeit von der endlos langen, schnurgeraden Allee, die von Hertas Wohnstubenfenster in ihrer ganzen Ausdehnung überblickt werden konnte; seit jenem Abend, wo die Gutsherrin zum Erlensee und wieder zurückging, hatte keine Menschenseele sich zwischen den einförmigen Baumzeilen gezeigt, die, sich scheinbar verjüngend, in weiter Ferne zu einer undeutlichen Öffnung zusammenliefen. —

An einem glutheißen Nachmittag, als alles im Herrenhause ruhte, schrillte plötzlich die Schelle aus Hertas Zimmer, und zwar so heftig, daß Anna, der die persönliche Bedienung oblag, ganz entsetzt herbeistürzte.

Ihre Herrin stand am Fenster und deutete mit ausgestrecktem Arm hinaus. „Anna, was ist das?“ fragte sie.

Zuerst konnte das noch halbverschlafene Mädchen gar nichts sehen; dann entdeckte sie einen kleinen dunkeln Punkt, der sich langsam vorwärts bewegte.

„Das muß ein Mensch sein, gnädige Frau.“

„Nein, das ist kein Mensch!“

„Ja, was denn sonst, gnädige Frau?“

Es erfolgte eine undeutliche geflüsterte Antwort. Später behauptete das junge Ding, etwas wie „Tod“ verstanden zu haben; aber man glaubte ihr nicht und brachte es mit den späteren Ereignissen in Verbindung. Jedenfalls befand sich Herta in fieberhafter Aufregung und steckte ihre Dienerin damit an.

„Ich will die Tür schließen, gnädige Frau.“

„Ja, tu das!“

Herta kauerte sich in die Sofaecke und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Dann riß es sie wieder empor, ihre Füße schleppten sich nach dem Fenster, und sie starrte abermals hinaus.

Der Punkt war größer geworden, er nahm die Umrisse einer menschlichen Gestalt an; man konnte nur noch nicht unterscheiden, ob es ein Mann oder ein Weib war.

Bisweilen blieb die Gestalt stehen, als ob sie umkehren wolle, dann schritt sie wieder weiter und wurde immer größer.

Das Mädchen kam abermals herein. „Gnädige Frau, es ist eine Dame — schwarz gekleidet und verschleiert. Soll ich nicht doch die Tür auflassen?“

„Ja — es hilft nichts.“

Herta blickte nicht mehr hinaus. Wie ein Raubtier im Käfig, so lief sie von einer Ecke des Zimmers in die andere, und dabei schlug ihr Herz so rasend, daß der Atem ihr auszugehen drohte.

Sie war allein, Anna hatte sich vor diesem schrecklichen Anblick hinausgeflüchtet.

Plötzlich blieb sie mitten in dem großen Raum stehen und sprach ganz laut zu sich selbst.

Oder zu den Wänden, oder zu einem Geist, oder

zu der schwarzen Gestalt, die seit einer Minute regungslos in der Tür stand und langsam den Schleier vom Gesicht streifte.

Was Herta sagte, klang sehr eintönig. Es waren nur vier Worte, die sich immer wiederholten, aber nicht mechanisch, wie das Plappern eines Papageis, sondern wie ein Geständnis, das hinter einem Riegel lag und sich in der Gefangenschaft vervielfachte, und nun es hervorgebrochen ist, muß es sich ausleeren: „Ich bin es gewesen — ich bin es gewesen — — ich bin es gewesen — —“

Mary Huber trat näher heran. „Nun ist es genug, Herta — nun will ich Sie ins Bett bringen.“

Die Unglückliche fiel neben der schönen blonden Frau in die Knie und drückte das Gesicht in die Falten ihres Kleides.

„Ja, ins Bett! Zum letzten Male!“

Es war ganz seltsam, wie dieses spontane Geständnis Hertas Zustand veränderte. Als sie in den Kissen lag und Mary neben ihr saß, hatte sich das schreckliche Herzklopfen gelegt, und sie konnte ohne Anstrengung sprechen.

Leise und matt, aber doch so deutlich, daß Mary nicht nötig hatte, ihr Ohr an die Lippen der Mörderin zu bringen; und das war gut für beide, denn wenn auch nicht mehr ein Geheimnis zwischen ihnen lag, so blieb doch noch genug übrig, um eine tiefe, unüberbrückbare Kluft aufzureißen, die Herta indessen in ihrem, der Welt schon halb entfremdeten Zustand kaum zu empfinden schien.

Sie nannte Mary nicht mit dem Vornamen, wie das früher der Fall gewesen war, sondern ihre Worte klangen wie aus einer Beichte heraus und erhielten dadurch etwas Unpersönliches, das den Hörer kaum noch verletzen konnte.

„Ich bin eine Verbrecherin,“ sagte sie. „Aber wenn der Tod mich von diesen schrecklichen Qualen erlöst hat, dann möchte ich gern ein gerechtes Urteil zurücklassen und nicht unter die gemeinen Naturen geworfen werden, in denen Habgier und Selbstsucht alles Menschliche auslöscht.

Liebe und Haß sind keine unnatürlichen Eigenschaften, und ich habe sie beide mit jener leidenschaftlichen Steigerung empfunden, die ein Erbe meiner väterlichen Abstammung ist; kühlere Naturen mögen das unverständlich finden, aber es ist nun einmal so und kann nicht von uns genommen werden.

Die Abneigung gegen meinen Oheim nahm ihren Anfang, als er die Stimme des Blutes verleugnete und sich von meiner Mutter abwendete; denn meine Mutter hatte nichts weiter verbrochen, als was tausend andere auch tun — sie hatte ihre Liebe dem Sohn eines fremden Stammes geschenkt und war ihm in die Fremde gefolgt, ohne etwas anderes zu fragen als ihr eigenes Herz.

Meine Abneigung wuchs zur Verachtung, als dieser harte und stolze Familienfanatiker seinen Zorn auf ein unschuldiges Kind übertrug — auf mich selbst, die doch nichts verschuldet hatte, und die nur durch ein Spiel der Natur dem heißblütigen Vater ähnlicher geworden war als der blonden germanischen Mutter.

Aber Haß hegte ich noch nicht.

Der kam erst mit elementarer Gewalt, als man mir die schwerste Kränkung zufügte, die einem Weibe geschehen kann: als man mich an einen fremden Mann verschachern wollte wie eine Negersklavin — und abermals nur deshalb, damit ich die Sünde meiner Mutter sühnte.

Das war der Faustschlag in mein Mädchenantlitz,

und wenn ich ein Mann gewesen wäre, so hätte ich ihn auf der Stelle zurückgegeben — körperlich, brutal, wie die Männer es untereinander zu machen pflegen.

Aber die Natur hat uns Frauen neben der Schwäche nur die List gegeben, und wenn aus der List eine Hinterlist wird, aus der Hinterlist ein Verbrechen, so sollte man die Natur darum anklagen oder die Gesetze ändern; Völker, die mehr ritterliches Empfinden für das Weib hegen als der sittenstrenge Germane — diese Völker sprechen uns in solchem Falle frei.

Dennoch würde der Bruder meiner Mutter noch heute leben, wenn es sich nur um einen heißen Haß gehandelt hätte, denn schon eines Tages Wende läßt ihn kalt werden und schal.

Aber das Feuer der brennenden Liebe ist wie eine Flamme aus der Hölle.

Vielleicht nur der Leidenschaft — ich will mich nicht besser machen, als ich bin.

Mit welcher heimlichen Leidenschaft ich an dem Manne gehangen habe, der heute kaum noch dem Namen nach mein Gatte ist, das kann niemand ermessen, als wer mein Blut in den Adern hat. Die blonden Töchter der germanischen Rasse können es am wenigsten, und dennoch werden sie über meiner Asche zu Gericht sitzen. Ich will es ihnen wenigstens sagen, daß ich aus einem anderen Stamm geboren bin und daß ich in meiner Liebe nichts anderes anerkenne als mich selbst.

Er sollte mein werden um jeden Preis. Wenn ich die Augen öffnete und in die Welt hineinsah, dann erkannte ich, oder glaubte es zu erkennen, daß die Männer von heute nicht mehr Schönheit, Tugend, Klugheit, Gesundheit und Weiblichkeit an dem Weibe suchen, sondern Gold und dreimal das verfluchte Gold,

und so tat ich auch diesem Manne die Schmach an und warf ihn in denselben Hexenkessel mit der Mannheit unserer Zeit.

Und heute sterbe ich an dieser Täuschung — ich sterbe mehr an ihr, als an dem, was ich ihretwegen getan habe."

Bis zu diesem Punkt ihres Bekenntnisses hatte Herta mit einer Leidenschaft gesprochen, die nur zeitweise durch körperliche Schwäche gedämpft und unterbrochen wurde; jetzt, wo sie die Tat selbst berührte, wurde ihre Stimme leise und geheimnisvoll.

„Er mußte also sterben — es war eine fest beschlossene Sache. Ich schwöre, daß ich nicht daran gedacht habe, den Verdacht auf einen anderen abzuwälzen. Es war ein unseliger Zufall, daß ich es schließlich mußte, um mich selbst zu retten. Ist die Tat erst geschehen, dann wird man schlecht, dann kommt die Feigheit der menschlichen Natur zum Durchbruch.

Ich hatte viel Kriminalgeschichten gelesen und wußte ganz genau, daß nichts auf der ganzen Welt den Verbrecher besser gegen das Recht schützt, als ein Alibi, und wenn man es vom Monde herunterholen sollte. Und ich wußte auch, daß nichts schwerer ist, als es aus tausend Lappen zusammenzuflicken. Da verfiel ich aufs Theater, auf die Oper, auf jene Kunststätte, wo Augen und Ohren gefangen sind, so daß keiner hinterher weiß, was mit dem anderen geschehen ist. Ich saß da, ich wurde gesehen, ich verschwand vor dem ersten Aktschluß — wer hatte dessen acht?

Mein Opfer amüsierte sich an einer anderen Stelle, saß im Metropol und lachte sich die Grillen des Lebens weg, und als ich ihn vor dem Ausgang erwartete, als ich da drinnen den Jubel hörte, da ging es mir eiskalt über den Rücken.

Denn es ist doch keine Kleinigkeit, einen Menschen so mitten aus dem Licht des Lebens herauszuzerren und in die Nacht hineinzustoßen. Wenn einer denn schon morden will, dann sollte er Sterbende umbringen. Er aber wollte nicht sterben, sondern er gedachte noch lange zu leben und mich um mein Glück zu bringen. Da wurde ich wieder hart wie Stein.

Dieser letzte Weg war dennoch schrecklich, denn als ich ihn getroffen hatte, um mit ihm heimzugehen, wie ich sagte, da mußte ich heucheln und das zärtliche Nichtchen spielen, und ich hatte doch schon den geladenen Revolver im Muff, und mein Finger lag am Abzug.

Aber es half nichts, ich faßte ihn unter, und als wir hinaus in den Tiergarten kamen, da sagte ich, es gebe einen Richtweg, auf dem wir schneller aus dem greulichen Nebelwetter hinauskämen, und er folgte mir ganz arglos bis an die einsame Stelle.

Als alles vorüber war, bin ich dann ganz schnell bis an das Brandenburger Tor zurückgelaufen und habe das erste beste Auto angerufen, um recht bald heimzukommen. Und das ist mein Unglück gewesen, denn an diesem Punkt setzte der erste Verdacht ein, und der Verdacht hat mich zur Verzweiflung gebracht, so daß ich sogar zu einer gefährlichen List griff und einen Revolver kaufte, den ich mit meinen eigenen Patronen lud und neben die Mordstelle ins Laub warf, um einen Selbstmord glaubhaft zu machen."

Herta bat jetzt um ein Glas Wasser und ließ es sich an die Lippen halten; aber als die Hand ihrer Pflegerin zitterte, nahm sie es selbst an sich und verschüttete fast den Rest, denn ihre Schwäche nahm erkennbar zu — in demselben Grad, wie sie ihr Gewissen erleichterte.

Aber sie sprach doch weiter.

„Ich glaube nicht, daß man mich noch sehr hart bestrafen könnte, denn ich habe alle Qualen durchgemacht, die ein schreckliches Geheimnis mit sich bringt. Das ist ja ganz anders, als wenn die Ausgestoßenen unter sich sind und miteinander von ihren Taten reden können. Es ist auch anders wie vor dem Richter, der mit uns kämpft und uns Fallstricke legt, und den wir dafür anlügen.

Ich aber hatte es mit meinem eigenen Gatten zu tun, der mich erst vor den Geschworenen verteidigte und mir hinterdrein seine Hand reichte. Einen stärkeren Glauben an die Unschuld kann man sich wohl nicht vorstellen, und nun wurde es meine Aufgabe, diesen felsenfesten Glauben zu erhalten, während ich schon die Rinnsale sickern hörte, die ihn unterwühlen sollten.

Auf der Reise, auf der Straße, mitten unter den Leuten wurde mir das nicht schwer, da kam immer etwas Neues, worüber wir reden konnten, da waren alle Sinne nach außen gewendet, und wenn doch eine innere Stimme flüsterte, dann lachte man recht laut über ein Nichts.

Aber vor dem Schlaf fürchtete ich mich — vor dem Schlaf an seiner Seite. Ich wollte Morphium nehmen, um meine Träume stumm zu machen, und er entdeckte es, wenn auch ohne Argwohn. Dann lag ich selbst wach, bis er schlief — bisweilen habe ich die ganze Nacht kein Auge zugetan.

Der erste seltsame, fragende Blick fiel aber auf mich, als wir das Bild von einem großen Meister sahen, auf dem die Schrecken des Gewissens dargestellt werden. Denn das konnte ich nicht ertragen, es war mir, als ob eine Hand meinen Kopf in den Nacken drehte.

Und seit jener Zeit merkte ich, wie von seinem Glauben ein Stück nach dem anderen herunterfiel — nicht plötzlich, denn das wäre weniger schrecklich gewesen, aber ich verweste gleichsam unter seinen Augen.

Da ergriff ich die Flucht.

Warum ich es nicht viel gründlicher tat — dorthin, wo uns keine Augen und Ohren und Hände erreichen können, das ist mir ein Rätsel geblieben; denn wer den Mut hat, andere zu töten, der ist doch nicht wie ein Espenblatt. Aber es muß wohl wahr sein, was ich einmal als Kind gelernt habe von den Flügeln der Morgenröte; es gibt eine Hand, die über ihren Flug hinausgreift.

Aber morgen bin ich tot."

— — — — — — — — — — — — — — —

Es konnte Wahrheit werden, was die müde, hinfällige Frau von ihrem bevorstehenden Ende sagte, denn die Schrecken des Lebens hatten sie tatsächlich zerrieben wie in einer Gottesmühle, und es lag ein versöhnender Gedanke in diesem natürlichen Ausgang; aber die irdische Gerechtigkeit stand vor der Tür und klopfte mit hartem Finger um Einlaß.

Mary sprach von dem Gericht.

Und nun wurde es in einer wahrhaft tragischen Weise offenbar, wie sehr Herta mit ihrem rätselvollen Herzen an dem Gatten hing, obwohl sie ihm das tiefste Leid angetan hatte, das ein Mensch dem anderen zufügen kann.

„Meinetwegen könnten die Gerichte alles erfahren," sagte sie. „Man wird mich nicht mehr in den Kerker und auf den Richtblock schleppen, ich bin schneller als die Justiz. Aber ich möchte Gras über mein Grab wachsen lassen. Man soll mir keinen Stein setzen und kein Kreuz — aber wenn das Gras sehr lang geworden

ist, daß es im Winde flattert, so weht wohl auch das Raunen in alle Winde. Es wäre schön, wenn ich mit dem Gedanken sterben könnte, daß Ernst nichts weiß, daß sein Verdacht allmählich zusammenfällt wie mein toter Leib. Denn die Geschworenen haben mich doch freigesprochen, wenn sie auch nicht ganz einig gewesen sein mögen."

Zunächst versuchte Mary dieser Idee mit einem Hinweis auf Hans Jochen entgegenzutreten.

„Er ist gefangen," sagte sie, „und man wird ihn vor die Richter stellen — einen Unschuldigen!"

Herta sträubte sich noch immer. „Sie sprechen ihn frei. Es wird ja immer geschrieben, daß kein Justizmord mehr möglich ist, und er hat so viel Ungesühntes von drüben mitgebracht, daß die paar Wochen Haft nichts dagegen bedeuten."

Auf diesem Wege war ihr nicht beizukommen. Sie hatte ihre absonderliche Moral wie so viele, denen wir niemals auf den Grund der Seele kommen können.

Da fühlte Mary, daß sie grausam werden mußte. Es war ein Kampf zwischen Weib und Weib, weniger um den Besitz als um die Seelenruhe des von beiden geliebten Mannes, und ein solcher Kampf ist immer mit allen Waffen bis an die Schwelle des Grabes geführt worden!

Mary begann zu erzählen. Von jener Nacht, wo die beiden Männer an Hertas Lager gesessen und die dunkeln Worte eines im Traum abgelegten Geständnisses mitangehört hatten.

„Er ahnt nicht mehr, sondern er weiß es," sagte sie, „und was der Gatte erfahren hat, das darf der Staatsanwalt nicht mit Stillschweigen übergehen. Es muß qualvoll sein, wenn die Pflichterfüllung Unnatürliches fordert, und ein ehrlicher Mann kann dar-

über zum Wahnsinn getrieben werden. Um das zu verhüten, bin ich hierhergekommen, und ich bleibe in diesem Hause, bis das Geständnis in die Hände eines Richters niedergelegt ist.“

Da brach in Herta der letzte Rest des Widerstandes zusammen, und sie willigte ein, daß der zuständige Amtsrichter benachrichtigt und herbeigerufen wurde.

Es konnten bis zu seiner Ankunft noch Stunden vergehen, und Mary wurde von einer Unruhe gequält, die den Widerspruch des menschlichen Lebens in erschütternder Weise offenbarte; denn sie wünschte nichts sehnlicher als eine Auflösung aller dieser Wirrsale durch einen raschen und schmerzlosen Tod, aber er durfte mit seinen lähmenden Schergen nicht vor der irdischen Gerechtigkeit eintreffen.

Und Herta schien mit der Welt abgeschlossen zu haben. Ihre letzte Hoffnung, die doch ein Ausdruck irrender Liebe war, hatte sich als trügerisch erwiesen, und nun lag sie ganz teilnahmslos in den Kissen, abwechselnd in einem Halbschlaf, mechanisch die Bettdecke zupfend.

Um Mitternacht traf der Richter mit seinem Protokollführer ein. Es war ein alter Mann, der schon vieles erlebt hatte, aber die Niederschrift des Geständnisses erschütterte ihn so sehr, daß er hinterdrein etwas von der Herkulesarbeit seines Amtes murmelte, und daß er demnächst in den Ruhestand treten werde.

„Wie die da drinnen,“ sagte er mit einer scheuen Kopfbewegung nach der Tür des Krankenzimmers.

Mary fragte ihn, ob er einen Haftbefehl erlassen habe, und seine Antwort bestätigte, was sie selbst schon wußte.

„Wir Juristen tun das, um eine Flucht zu verhindern, gnädige Frau. Vor Sonnenaufgang wird

aber diese Flucht stattfinden, und wir können sie nicht aufhalten — und das Land, wohin sie geht, liefert nicht aus. Es hat seine eigene Gerichtsbarkeit."

Das waren noch Stunden, vor denen Mary sich fürchtete, denn der alte Mann fuhr mit seinem Aktenstück in den Morgen hinein, und die Bewohner des Hauses hatten sich verkrochen.

Aber nun zeigte sich die Erlösung von dem Übel, die in vielfacher Gestalt der Menschheit zuteil werden kann — selbst in der schrecklichsten des Gerichts.

„Ich bin von allem losgelöst," sagte Herta. „Es liegt hinter mir wie ein schwerer Traum — ich glaube, alles Böse, was wir tun, ist auch nicht mehr als ein Traum."

Mit diesem dunkeln Wort ging sie hinüber in einen halben Traumzustand, der sie indessen nicht hinderte, ihre Umgebung zu erkennen, auch die Frau, die an ihrem Lager saß.

Sie sprach von dem Manne, an dem ihr rätselvolles und gequältes Herz gehangen hatte.

„Nun bleibt ihm nur dies eine übrig: daß er mich ganz vergißt, als ob ich ein Schatten gewesen wäre. Liebe und Haß können niemals vergessen — solange die Erde bestanden hat, konnten sie es nicht. Aber ein Nichts streift man von sich wie Staub und Hadern. — Schwester, glaubst du, daß ich ihm nichts war?"

Mary schwieg, und die Kranke grübelte weiter.

„Doch — eine Klientin. Er übte an mir seinen Scharfsinn, und ich zahlte ihm dafür Honorar. Ein bißchen von mir selbst — ein Fetzen Schönheit — Lug und Trug. Wo war sein Herz?"

Dunkler wurden die Irrgänge ihres Geistes, oder vielleicht heller — man konnte es nicht unterscheiden.

„Schwester, ich glaube, sein Herz war bei dir —

vielleicht unbewußt. Das sind die Rätsel des Lebens. Haben wir nicht eine die andere gehaßt?"

„Ja," sagte Mary gramvoll und leise.

„Dann will ich ihn dir lassen — dir lassen — lassen — —"

Das war das letzte, was sie sprach. Dann kam die Wohltat der Natur, die Agonie, und mit Sonnenaufgang das Ende.

Sie hatte verbrochen und gelitten und gebüßt.

Es wäre für die sensationslüsterne Gesellschaft Berlins ein Nervenkitzel sondergleichen gewesen, diese interessante und schon einmal freigesprochene Frau zum zweiten Male vor den Schranken des Gerichts zu sehen, und Berufene wie Unberufene würden eine Sintflut kriminalpsychologischer Artikel darüber geschrieben haben.

Der von einer barmherzigen Vorsehung gesetzte Tod ebnete das alles mit leichter, schonender Hand, und es blieb von dem ganzen Geschrei nur das Raunen flüchtiger Gespräche übrig.

„Wißt ihr schon — sie war es doch!"

„Natürlich — wir haben es ja immer gesagt."

„Einerlei — sie ist tot. Was bringt der Börsenbericht?" —

Hans Jochen wurde natürlich sofort auf freien Fuß gesetzt und verschwand abermals von der Bildfläche; es hieß, er habe sein Erbe versilbert und sei wieder nach Amerika gegangen.

Auch danach fragte niemand.

Wenn das alles sich sehr schnell abrollte, so bedurfte es um so längerer Zeit, bis zwischen Ernst und Mary jene Klarheit heraufdämmerte, die einen friedlichen

Lebenstag in Aussicht stellt, denn der Mann hatte das Grauen seiner ersten Ehe zu überwinden, und einer Frau ist es noch niemals leicht gefallen, die Erbschaft ihrer Vorgängerin ohne Nebengedanken zu übernehmen.

Aber an dem fernen Platz der Monarchie, wohin Ernst Kollmann sich als Staatsanwalt hatte versetzen lassen, fanden ihre Herzen und Hände sich endlich doch.

Es war kein stürmischer und stammelnder Liebesbrief, in dem die Werbung ausgesprochen wurde, aber er schloß mit den Worten:

„Der Glaube, in dem ich so grausam getäuscht worden bin, erwuchs nicht aus jener geläuterten Liebe, die allein das Glück zwischen Mann und Weib begründet, sondern er war von einer Leidenschaft umlodert, die nur Schlacken zurückließ.

Du und ich — wir wollen keine Geheimnisse voreinander haben, die mit Küssen und Umarmungen erstickt werden müssen; aber wo das klare Erkennen den dumpfen Wahn ablöst, da wird es auch niemals eine Enttäuschung geben, die nur mit der Grabeserde bedeckt werden kann."

Und auf diesem Grunde haben sie ihre neue Ehe aufgebaut.

Ende.



Unter den Schleiern der Zeit
Geschichtlicher Roman von Woldemar Urban

(Nachdruck verboten)

Erstes Kapitel.

Akragas an der Südküste von Sizilien war eine dorisch-griechische Kolonie aus unbestimmter Zeit. Die Römer nannten die sich rasch entwickelnde Stadt Agrigentum, heute heißt sie Girgenti. Sie gelangte zu großer Macht und Ausdehnung und beherrschte in ihrer Blütezeit den größten Teil des Mittelmeeres, das zu jener Zeit wohl mehr als je das Kampfobjekt der anwohnenden Völker war. Akragas stellte Heere von zweihunderttausend Streitern, vierzigtausend Pferden und dreitausend Elefanten auf. Der Reichtum der Stadt grenzte an das Fabelhafte. Dieser und die angeborenen Schwächen des Hellenentums, seine Üppigkeit, seine Verweichlichung, seine moralische Verkommenheit waren auch, trotz aller künstlerischen Fähigkeit, die Ursachen seines Verfalls und Untergangs. Heute sind nur noch die berühmten Tempelruinen von Girgenti und verstreute Reste der Ringmauern und einzelner Villen am Meeresstrand vorhanden. Von den Bewohnern von Akragas aber heißt es in der Geschichte kurz und treffend: Sie bauten ihre Häuser, als ob sie ewig leben wollten, und lebten, als ob sie morgen sterben müßten.

Akragas war um das fünfte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung die schönste Stadt der Welt. So nannte sie nicht nur Pindar im dichterischen Überschwang, so nannten sie alle Zeitgenossen, Bewunderer und Neider, Freunde und Feinde.

Wie ein Traumbild liegt sie da in stillen, stahll lauen Nächten mit den weißleuchtenden Marmortempeln und Palästen auf der Höhe, von der sich die nachtdunkeln

Gassen geheimnisvoll hinabziehen bis zum Meer, dem ewig unruhigen. Leise umzieht sie der süße Hauch der Orangenblüten, der wollüstige Duft der knisternden Feigenblätter, grotesk-gespenstisch umfächeln sie langarmige Palmen und dunkelschattige Sykomoren, die ganze überreiche wuchernde Natur des Südens entfaltet sich in der dämmernden Sommernacht zu einem Paradies, zu einer glücklichen Blüte eines glücklichen Klimas, wert eines Göttergeschlechts.

Aber sie beherbergt nur Menschen, Menschen voll heftiger Leidenschaften, voll dunkler, sich selbst rätselhafter Triebe, voll Übermut, voll Lebensdurst, voll rücksichtsloser Grausamkeit gegen sich und andere. —

Ein leiser, lockender Ton klang durch die ruhende Nacht, der Ton einer Flöte, bald sehnsüchtig in langgezogenem, klagendem Schmeicheln, bald in kicherndem Girren und Gurgeln.

„Herrin!" rief eine flüsternde Stimme.

Darauf schwieg die Flöte, und im Schatten der Nacht regte es sich auf den Stufen, die vom Sklavenhaus unter dem Palast des Feldherrn Antigonos zu diesem hinaufführte. Ein Mädchen stand hastig und erregt von den Steinstufen auf und rief ärgerlich: „Was willst du, Bursas? Was hast du hier zu suchen?"

„Aina*) Sahel," erwiderte der Angeredete in einem bittenden und doch fast vorwurfsvollen Ton, „hier ist kein Ort für dich."

„Was weißt denn du?"

„Du kennst mich, Herrin, und weißt, was ich meine, wenn ich sage: eine karthagische Prinzessin ist auf den Palaststufen des Antigonos nicht an ihrem Platz."

Das Mädchen schwieg einen Augenblick und sah vor

*) Aina sprich Aïna.

sich nieder. Betroffen und wie sich besinnend fuhr sie langsam mit den braunen schmalen Fingern durch das lang herabhängende schwarze Haar und sagte endlich leise: „Bursas, ein Weib, das liebt, kennt keinen Rang, keinen Stolz. Sie liebt, weil sie nicht anders kann."

„Selbst um den Preis der Würdelosigkeit?" fuhr Bursas auf.

„Davon kann keine Rede sein."

„Antigonos spielt nur mit dir."

Aina Sahel lächelte überlegen. „Das weiß ich besser, Bursas. Beruhige dich darüber."

„Er liebt dich nicht, Aina Sahel. Bei den Göttern unserer Heimat, bei der allgewaltigen Astarte, dem blutigen Baal-Moloc, Antigonos treibt sein Spiel mit dir!"

„Du irrst," unterbrach ihn Aina Sahel. „Die Sorge um mich verblendet dich. Du weißt nicht, wie oft er selbst mir seine Liebe beteuert, wie oft er mir dort auf der Terrasse in meine Hand geschworen hat, daß er nur mich, nur mich allein liebt!"

„Das war damals, Aina Sahel," fuhr Bursas mit mühsam verhaltener Leidenschaftlichkeit fort, „als nach der unglücklichen Schlacht bei Eregas, die uns alle zu Sklaven machte, er noch hoffen durfte, durch dich Einfluß auf deinen Vater, unseren Fürsten und Herrn Himilko, den die Götter segnen mögen, zu gewinnen. Damals glaubte Antigonos noch, in Karthago selbst, unserer heiligen Stadt, zu Macht und Ansehen zu gelangen durch dich oder durch deinen Vater, und — er liebte dich deshalb, er glaubte es vielleicht selbst, denn du bist schön wie die Sonne. Als aber Himilko in seiner Weisheit von einem Bündnis mit den Griechen nichts wissen wollte, fand Antigonos in schlauer Berechnung heraus —"

„Schweig, Bursas, denn du verleumdest ihn!" unterbrach sie ihn energisch. „Ich bin sein Weib und dulde nicht, daß du so über ihn sprichst."

„Sein Weib, das er jeden Tag verstoßen kann. Du siehst nicht, du willst nicht sehen —"

„Es ist vergebens, was du redest."

„Du willst auch nicht hören, Aina Sahel," fuhr er fort, „du willst nicht wissen, wie verächtlich er von dir spricht, von seiner Geisel, seiner Sklavin, von der Barbarin, denn diese Hunde von Griechen dünken sich in ihrer Überhebung besser als wir."

„Laß sie nur!" Aina Sahel lächelte noch immer siegesgewiß, während ihre Augen träumerisch in die Nacht hinausschauten.

„Er beschimpft nicht nur dich," fuhr Bursas fort, „er beschimpft unser ganzes Volk, unser stolzes Karthago. Und warum? Um seiner neuen Liebe zu gefallen, der bleichsüchtigen Helena, der lispelnden Tochter des Tellias vom Tempel des Zeus."

Wie von einer Viper gestochen fuhr Aina Sahel auf. Ihre Augen funkelten, mit zuckenden Lippen zischte sie: „Was sagst du da?"

„Natürlich, du weißt von nichts, weil du nichts wissen willst! Was die ganze Stadt sich bereits erzählt, das erfährst du zuletzt, weil du verliebte Lieder dichtest und deinem Gebieter nächtliche Ständchen bringst! Weißt du nicht, Aina Sahel, wie bitteres Weh du mir dadurch in die Seele gießt? Wie sehr ich leide, wenn ich dich in solcher Lage sehe? Frage doch Antigonos selbst, wann die Hochzeit mit Helena gefeiert werden wird. Es sollte mich nicht wundern, wenn dir dein herrlicher Antigonos den Auftrag gibt, für ein hübsches Hochzeitslied Sorge zu tragen, das du dann als seine gehorsame Sklavin und verstoßene Frau seiner neuen Liebe vorsingen darfst."

„Das ist Geschwätz von Sklaven und Weibern,“ preßte Aina Sahel mühsam hervor. Sie konnte kaum sprechen vor innerer Aufregung. Ihre Hände zitterten, und ihre Lippen zuckten.

„Jedenfalls ist das Geschwätz klüger als deine blinde Leidenschaft, jedenfalls sieht Antigonos klarer und weiß besser, was er tut, als du. Dein Vater war ihm nicht gefügig, Karthago ist zu weit, nun hält er sich an Akragas. Sein neuer Schwiegervater Tellias ist ein mächtiger und reicher Herr, man könnte sagen, ein Herrscher, und er ist gefälliger als Himilko. Glaubst du, es würde ihm schwer, dich zu opfern? Was bist du ihm denn? Du bleibst ja doch seine Geisel, seine Sklavin! Aina Sahel, die Tochter aus dem Göttergeschlecht der Annone, die Prinzessin des herrlichen Karthago — das Spielzeug eines griechischen Feldherrn!“

Aina Sahel zuckte zusammen, als ob sie einen Schlag bekommen hätte. Nur ihr stoßweises Atmen war hörbar, ihre Blicke bohrten sich verstört in das üppige Rankwerk der Terrasse auf dem Palast des Antigonos.

Diese Terrasse war eigentlich mehr ein Garten mit Rosenhecken, Zwergpalmen und allerhand Schlinggewächsen, unter denen besonders ein mit dicken, dreikantigen Sporen und feuerroten mächtigen Blüten versehenes Gerank hervorstach, das alle Wände der Terrasse wie eine grüne Flut überwucherte, so daß man gar keine Mauer sah. Auf diesem lauschigen Paradies lag jetzt der irre Blick der stolzen karthagischen Prinzessin. Dachte sie an die herrlichen Stunden, die sie dort mit Antigonos unter Rosen und Myrten gesessen, den Blick in das hehre Sternenzelt über ihr gerichtet, das Ohr den heißen Liebesschwüren geneigt, die ihr Antigonos zuflüsterte? Oder dachte sie an den Unglückstag von Eregas, wo unter Blut und Tod, unter

Wut und Lärm die karthagische Armee zusammenbrach? An die Nacht, die darauf folgte, in der sie Bursas befahl, sie zu töten, weil sie glaubte, die Schmach der Gefangenschaft und Sklaverei nicht ertragen zu können? Nun, Antigonos hatte sie an seinen Herd geführt, sie fühlte bisher ihre Ketten nicht.

Aber jetzt? Was blieb ihr noch?

Ein heißer, schwerer Wind wehte vom Meere her, und die Brandung klang vernehmlich durch die stille Nacht.

„Herrin!“ flüsterte Bursas wieder.

„Was willst du noch, Bursas?“

„Ich kenne einen Mann, der heißt Peleidas. Er ist freilich ein Grieche, aber er hat eine Tochter deiner alten Amme Djedaida*) zur Frau und ist mir so ergeben, wie es ein Grieche eben sein kann. Er besitzt eine gute, seetüchtige Trireme. Sprich ein Wort, Aina Sahel, und ich bereite alles zur Flucht vor. Ich führe dich in stiller Nacht nach dem Hafen hinunter, mit der Hafenwache werden wir fertig werden, und wenn der Tag erwacht, sind wir schon weit, weit im Meer.“

„Fliehe allein, Bursas. Ich bleibe hier,“ erwiderte Aina Sahel bestimmt.

„Ich habe deinem Vater, meinem Herrn, mein Wort verpfändet, dich nicht zu verlassen, im Leben nicht und auch im Tode nicht. Mein Wort halte ich, Aina Sahel, aber ich rate dir, fliehe mit mir. Hier lauert Verrat auf dich, vielleicht der Tod, während dir dort alle Herrlichkeit der Welt winkt. In drei Tagen sind wir in Karthago, du bist wieder Prinzessin, umarmst deinen Vater, ein Heer von Sklavinnen und Sklaven harrt deiner Befehle, und du thronst wieder wie sonst in der

---

*) Djedaida sprich Djedaïda.

herrlichen Birsa, dein Blick schweift wieder über die Almenera und Megara, über Zibib und Kap Bon hin und über das weite Meer mit dem Mastenwald karthagischer Schiffe — und alles ist dein — dein! Lockt dich das nicht?"

„Nein," erwiderte sie kurz, den Blick wieder hinüber nach der Terrasse gerichtet, als ob sie dort etwas erwarte, was sie mehr als alle karthagischen Herrlichkeiten beschäftigte.

„Aina Sahel, niemand wird dich begreifen. Was hält dich hier?"

„Die Liebe, Bursas," hauchte sie innig.

„Unglückliche, du rennst in dein Verderben!"

In diesem Augenblick öffnete sich drüben auf der Terrasse eine Tür. Ein roter Lichtschein fiel heraus, und gleich darauf trat der Feldherr Antigonos, der Sieger von Eregas, auf die Terrasse. Er war ein schöner Mann von hochgewachsener, ebenmäßiger Figur. Sein Kopf mit der schwarzen Lockenfülle, seine etwas kräftige griechische Nase und der entschiedene, herrschgewohnte Blick der großen hellbraunen Augen gaben seiner Erscheinung Energie und Majestät. Dagegen verrieten das Kinn, der etwas fette Hals und das ganze bartlose Gesicht eine gewisse weichliche, üppige Lebensführung. Auch seine Augen konnten recht lebensfreudig und genußsüchtig aufleuchten — im ganzen ein Mann, der von Natur aus groß und bedeutend angelegt, aber durch Klima und Lebensweise in seiner Tatkraft und Energie gehemmt war.

Er war nur mit einer leichten Tunika bekleidet. An seinen Sandalen leuchteten in der sternenhellen Nacht große Rubinen und S naragden. Dem hinter ihm herkommenden Fackelträger gab er mit der Hand einen Wink, worauf sich dieser sofort zurückzog und die Tür schloß.

Aina Sahel verwandte keinen Blick von der Terrasse, so daß ihr nichts von dem verborgen blieb, was dort vorging. Sie sah, wie der Fackelträger sich zurückzog, wie Antigonos sich über die von Sedum überwucherte Balustrade herabbog. Er suchte sie.

Sie zitterte leicht. „Geh — geh!" rief sie Bursas leise zu.

Dieser wagte einen letzten, verzweifelten Versuch, sie zurückzuhalten, faltete bittend die Hände und flüsterte mit zitternder Stimme: „Höre auf mich, Aina Sahel! Bleibe hier — bleibe bei mir!"

Statt aller Antwort wandte sich Aina Sahel rasch von ihm ab, warf noch einen Blick nach der Terrasse und stieg dann hastig die Treppe hinauf.

Rasch schritt Antigonos auf sie zu, schloß sie in seine Arme und küßte sie auf den Mund. „Meine wilde Taube!" sagte er halblaut, sie zärtlich an sich drückend.

Aina Sahel atmete tief auf, wie erlöst, schmiegte sich an den sie mehr als um Hauptеslänge überragenden Antigonos an und schlang die braunen Arme um seine Schultern. „Hast du mich gehört?" fragte sie, mit ihren Blicken sein Auge suchend.

„Wie sollte ich nicht?" entgegnete er lächelnd. „Wer so seine Seele in eine tote Holzröhre hauchen kann wie du, braucht nicht zu fürchten, überhört zu werden. Wer lehrte dich nur diese Meisterschaft?"

„Es gefällt dir?"

„Ich weiß nichts Schöneres, nichts Süßeres. Ich habe schon viele Griechinnen die Flöte spielen hören, aber sie sind Stümper gegen dich."

Plötzlich machte sie sich von ihm los und trat von ihm zurück. Ihre Augen, die soeben noch so süß, so liebevoll geblinkt, blitzten in wilder Erregung auf. „Auch

Helena, die Tochter des Oberpriesters Tellias?“ fragte sie hastig.

Er blickte sie forschend an. Dieser jähe Wechsel von weiblicher Schmiegsamkeit und Weichheit, von einer fast kindlichen Zartheit zu dämonischer Wildheit war ihm nichts Neues. Das war ihr Temperament, das afrikanische Blut, das in ihren Adern rollte. Wie in der braunen Hautfarbe, in den wunderbaren, unbeschreiblichen Augen, in der mehr breiten als hohen Stirn, dem zierlichen, verführerischen Mund machte sich ihre Abstammung auch in ihrem Charakter geltend, der sie unvermittelt, ohne jeden ausgleichenden Übergang aus einem Extrem ins andere warf.

„Wie kommst du auf die?“ fragte er ausweichend zurück. „Was kümmert sich Aina Sahel, die zur Astarte betet, zu Baal-Moloc und Melcart, um die Tochter des Oberpriesters am Tempel des Zeus?“

„Man sagt, du wollest sie zu deiner Frau erheben und über mich, die Geisel, stellen.“

Ein leichtes Lächeln lag auf seinen Lippen, als er oberflächlich erwiderte: „Ei, was kümmerst du dich um solche Geschichten! Wer bringt dich nur auf solche Dinge, Aina Sahel?“

„Sage mir die Wahrheit,“ fuhr sie mit herber Bestimmtheit fort. „Ein Wort genügt, um zu wissen, ob du falsch bist oder nicht.“

Antigonos antwortete auch auf diese Frage nicht sogleich. Er suchte Zeit zu gewinnen und setzte sich deshalb auf ein niedriges eisernes Gestell, das mit weichen Fellen überdeckt war, und sagte mit leisem Vorwurf: „Wie magst du uns die wenigen Stunden, die uns bleiben, mit solchem Geschwätz vergällen, Aina Sahel! Das Leben ist kurz, kürzer, als man denkt. Gib mir die Hand —“

„Ich will die Wahrheit wissen, Antigonos!“

„Komm, setz dich zu mir, meine süße Flötenspielerin, und laß uns plaudern. Hörst du, wie die Nachtigall singt? Die Myrte duftet, der Nachtwind kost, und du stehst drohend vor mir wie eine Parze —“

„Ich will wissen, ob du falsch bist oder nicht.“

Er betrachtete sie, immer noch das leichte Lächeln auf den Lippen, während sie ernst wie das Schicksal vor ihm stand, nicht unähnlich den Frauenbildern, die man in den alten ägyptischen Tempeln aufgefunden hat.

„Falsch! Ich soll falsch sein?“ erwiderte er endlich. „Und das sagst du zu mir, Aina Sahel, du, die du doch wissen mußt, wie ich dich liebe. Muß ich dir's wiederholen, wie oft ich dir bei den ewigen Sternen dort droben geschworen habe, daß ich nur dich, nur dich liebe, Aina Sahel? Wie könnte ich anders? Du verleumdest dich selbst, mein Herz. Denke besser von deiner süßen Gewalt über mich, von deinem unwiderstehlichen Liebreiz. Wer war es, der dich am Tage von Eregas aus dem Getümmel trug, der dich auf seinen Armen — auf diesen Armen, Aina Sahel — in sein Zelt brachte, dein Blut stillte und deine Wunde verband? Wer war's, der dich heraushob aus der Masse derer, die, durch das Kriegsglück überwunden, zur Sklaverei verdammt waren, der dich an sein Herz hob, dich schützte vor Tod und Verderben? Lebst du hier nicht wie eine Herrin? Hast du nicht deine Dienerinnen wie eine solche, habe ich nicht selbst mit diesen Händen die Sklaven gezüchtigt, die dir widersprachen? Und du sagst, ich sei falsch, Aina Sahel?“

Seine Stimme klang weich, halb erstaunt und halb vorwurfsvoll. Leicht und ungesucht flossen ihm die Worte von den Lippen.

Und sie lauschte dem Geflüster wie ein Kind, das

nur zu gern glaubt, was es wünscht. Schon der Ton seiner Stimme besänftigte sie. Das Strenge und Harte verlor sich bei seinen Worten immer mehr aus ihrer Haltung und machte einer lächelnden Grazie Platz. Sie ließ ihm ihre Hand, die er faßte, und sah ihm ins Gesicht, in die hübschen braunen Augen. Er tändelte mit den langen, dünnen Goldkettchen, die ihr von den Armspangen niederhingen. Auch an den Füßen trug sie dicke goldene Ringe in breiter, schöner Ziselierung, die lose um ihre Knöchel hingen und mit dünnen Kettchen an den Sandalen befestigt waren. Das wunderbarste Schmuckstück aber trug sie um den Hals: ein reiches, schönes Gehänge, das in zahllosen kürzeren und längeren Goldkettchen herabfiel, deren jedes eine gelbe Bernsteinkugel trug. Wie eine Unzahl kleiner Sternchen hoben sich die leuchtenden Kugeln von ihrer braunen Haut ab.

„Das ist auch kein karthagisches Gold," fuhr Antigonos fort.

„Wir haben schöneres," warf sie neckend ein.

„Ich weiß es, und ich würde dir auch das schenken, wenn ich es hätte. Sieht das wie Falschheit aus? Oder glaubst du, unser Gold sei nichts? Ich hätte dir an Stelle dieses Halsbandes ein Haus schenken können, ein schönes, hohes Haus mit einem Portikus aus griechischem Marmor, und ich wäre dabei noch besser fortgekommen."

„Es reut dich!" sagte sie rasch. Keine Bewegung entging ihr, während er sprach. Sie hörte wohl gar nicht, was er sagte, so sehr war sie in ihre Beobachtung vertieft.

Aina Sahel war ein Kind der Natur. Was wußte sie von den ruhigen Erwägungen des kühlen Verstandes? In ihrem Wesen vereinigten sich kindliche Naivität und Einfachheit mit der wildesten Leidenschaftlichkeit der

augenblicklichen Erregung. Wenn sie liebte, liebte sie bis zur Selbstvergessenheit, bis zum Wahnsinn, und wenn sie haßte, haßte sie bis zum Mord. Sie kannte keine vermittelnde Vernunft. Ihr Temperament duldete keine Zügel.

Und der feingebildete Grieche fand offenbar Gefallen an dieser wilden Natürlichkeit, wie man Gefallen findet am Aufruhr der Elemente, wenn man selbst vor ihnen in Sicherheit ist. Was konnte die kleine braune Katze ihm tun? Eine Gefangene, eine Geisel, eine Dienerin, wenn er wollte eine Sklavin, die er verschenken oder töten konnte, über die er niemand Rechenschaft schuldig war, wenn er ihr auch den Platz einer Gattin in seinem Hause eingeräumt hatte. Sie war rechtlos und wehrlos.

„Komm, setz dich zu mir, Aina Sahel," fuhr er schmeichelnd fort, indem er sie zu sich niederzog, „laß mich dein Lied hören, das tausendmal süßer noch klingt als der Nachtigall Gesang. Selbst die Nacht schweigt, um dir zu lauschen. Schweigend ziehen die Sterne am Himmel ihre Bahn, lautlos ruht die Stadt — komm, du meine wilde Taube!"

Da klang ihre Flöte durch die laue Sommernacht. Die Töne spiegelten ihre ganze Seele wider. Sie meisterte eine hohe, eine fremde Kunst. Ihr Vater, der große, gewaltige Himilko, hatte sie sie gelehrt. Wenn Antigonos diesen Tönen lauschte, eröffnete sich ihm eine Gedankenwelt, die ihn weit über sein jetziges Sein hinwegtrug in eine neue, schönere Region, in ein Traumland ewigen Glücks und süßer Heiterkeit.

Antigonos kannte seine Zeit wohl. Er hatte zugesehen, wie man vor einigen Jahren die blutenden, zuckenden Sklavenleiber während der Pest ins Meer warf, zu Hunderten ertränkte, um Neptun zu versöhnen,

damit er die entsetzliche Krankheit wieder von der Stadt nahm und mit seinen Wellen davonspülte. „Weißt du ein anderes Mittel?“ hatte ihn der Oberpriester Tellias gefragt, als er ihm diese nutzlose Menschenschlächterei vorwarf. Antigonos wußte keines! Niemand wußte eines, um der Krankheit Herr zu werden, und so blieb es bei den Menschenopfern.

Auf dem Markt von Akragas stand wie ein Wahrzeichen von Menschenhaß und Barbarei der kupferne Stier, in dem man die Verbrecher und die man für solche hielt bei lebendigem Leibe verbrannte. Und wenn das Geschrei dieser Unglücklichen weithin durch die Straßen gellte, liefen die Leute herzu, um ihre Schaulust und Neugier durch das schreckliche Schauspiel zu befriedigen.

Immer süßer, immer schmelzender und inniger klang Aina Sahels Flöte durch die Sommernacht, eine immer mächtiger flutende Gedankenwelt tauchte in Antigonos auf. Es gab etwas Hohes, Edles, Reines im Menschen, eine ringende Kraft ums höchste Ziel, um ein schöneres, würdigeres Dasein. Er fühlte es beim Klang dieser Töne. Aber wo fing es an? Wo war der Faden, an dem sich dieser Knäuel von Haß und Leidenschaft, Grausamkeit und Barbarei, Aberglauben und Finsternis aufrollte?

Ein Vogel flatterte auf die Terrasse und setzte sich auf einen Palmenzweig, der so heftig schwankte, daß Antigonos aus seiner Träumerei auffuhr. Er stand auf und sah sich um. Regte sich dort nicht etwas an der Tür?

„Was gibt es?“ fragte er laut und herrisch.

Aina Sahels Flöte verstummte. Ein leichtes Klirren ihres Schmuckes wurde hörbar, dann war sie verschwunden, ohne daß man hätte sagen können, wohin sie im Dunkel gegangen war.

Zweites Kapitel.

Die Tür, die von der Terrasse in das Haus des Antigonos hinunter führte, war nur mit einem leichten Vorhang aus gelber Seide verschlossen, mit dem der Wind spielte. Jetzt aber wurde er beiseite geschoben, und der Türhüter erschien, ein schwarzer, stämmiger Numidier, der einen weißen Stab in der Hand trug zum Zeichen seiner Würde. Hinter ihm wurde noch eine Gestalt sichtbar, aber man konnte der Dunkelheit wegen zunächst noch nicht unterscheiden, ob es eine Frau oder ein Mann war. Nur die Augen funkelten wie glühende Kohlen hervor.

„Verzeihung, Gebieter," begann der Türhüter unterwürfig, „es ist die alte Charis, die dich durchaus zu sprechen verlangt. Ich wollte sie abweisen, aber sie behauptet, eine wichtige Botschaft an dich zu haben."

Bei diesen Worten huschte auch Charis schon an dem Türhüter vorüber und trat auf die Terrasse. Sie war offenbar eine schon hochbejahrte Frau. Die wenigen Haare, die unter dem dunkelroten Kopftuch hervorleuchteten, waren weiß wie Schnee, aber in ihrem Wesen, in ihren Bewegungen und besonders in den Augen sprach sich eine fast jugendliche Regsamkeit und Beweglichkeit aus. Ihre Blicke schossen auf der Terrasse herum, als ob sie etwas suche. Vielleicht hatte sie die Flöte Aina Sahels gehört und suchte nun die Spielerin.

„Hochmächtiger Antigonos, den die Götter lieben," sagte sie schmeichlerisch, indem sie den Rand seiner Tunika an die Lippen drückte, „du Stern von Akragas und Wonne seiner Bewohner —"

„Was willst du, Charis?" unterbrach sie Antigonos kurz und bestimmt.

„Zuerst Verzeihung für die Störung, weitgebietender Herr, die sich deine arme Sklavin nie erlaubt haben würde, wenn nicht der strengste Befehl ihres Herrn ihr geboten hätte —“

„Ihres Herrn — oder ihrer Herrin?“ fragte Antigonos scharf.

„Ihres Herrn,“ antwortete Charis mit Betonung. „Hier ist die Botschaft.“ Sie gab ihm eine Pergamentrolle, die durch einen versiegelten Faden geschlossen war.

Antigonos nahm die Rolle und riß sie auf. „Leuchte!“ befahl er dem Türhüter, der daraufhin mit seiner Fackel dicht hinter seinen Herrn trat. Mit einer raschen Bewegung trat Charis ins Dunkel zurück und benutzte die kurze Gelegenheit, wo sie sich unbeobachtet glaubte, um sich gründlich auf der Terrasse umzusehen. Wo war sie nur, das hübsche Liebchen des Antigonos? Sie hatte doch die Flöte gehört und hatte gesehen, wie die Karthagerin die weiße Diplois*) um die Schultern warf! Und dann war sie auf einmal verschwunden, als ob die Nacht sie verschluckt hätte! Die alte Charis wußte in der Welt Bescheid und war nicht umsonst so hoch in die Jahre gekommen. Wenn sie nur einen Laut hörte, wußte sie schon die ganze Geschichte. Aber wie sie auch die neugierigen Luchsaugen auf der Terrasse herumschweifen ließ, sie konnte keine Spur sehen, kein Rascheln hören, kein Atmen — nichts!

Der Brief, den Antigonos erhalten, war kurz. Er lautete: „Edler Antigonos! Bevor du dich morgen früh in den Senat begibst, bitte ich dich dringend, mich zu besuchen. Es handelt sich um Wichtiges. Du weißt es wohl schon. Tellias.“

---

*) Leichter Umhang, der die Schultern bedeckte.

Natürlich wußte es der Feldherr. Es handelte sich um die Wahl des Fürsten, und Tellias wollte wahrscheinlich wissen, welche Garantien Antigonos ihm gab, wenn er durch seinen Einfluß gewählt wurde. Tellias war ein sehr kluger und vorsichtiger Mann, und da er nicht selbst Heerführer und Fürst sein konnte, weil er Priester war, so wollte er wenigstens sicher sein, daß er nicht zu kurz kam, wenn ein anderer durch seine Hilfe zu diesem einflußreichen Rang kam*).

Antigonos war sich über die Sachlage vollkommen klar. Wenn er Fürst von Akragas werden und besonders Heer und Kriegswesen in der Hand behalten wollte, so mußte er Tellias Garantien bieten, die ihm seine Stellung und seinen Einfluß sicherten. Und das wollte er auch, besonders weil er es mußte, wenn er seine Träume von Freiheit und Glück, von der Größe und Macht von Akragas der Verwirklichung zuführen wollte. Seine Seele lebte nun einmal in diesen Träumen, und er war zu allem bereit, was ihm ihre Erfüllung verhieß.

„Melde den Kleidersklaven," befahl er dem Türhüter, als er die Botschaft des Tellias gelesen, „und der Wache unten, sie sollen sich bereit halten. Ich will ausgehen, sobald die Sonne steigt."

Dann schritt er langsam und nachdenklich nach

---

*) Akragas war ähnlich wie Syrakus eine Republik, aber unter aristokratischer Führung. Der Senat wählte Heerführer, Fürsten, Priester usw. auf bestimmte Zeit, natürlich nur aus den reichsten und einflußreichsten Familien. Allerdings kam es auch vor, daß sich besonders hervorragende Männer, siegreiche Heerführer, mit Gewalt der Herrschaft bemächtigten, die in der Geschichte dann als „Tyrannen" auftreten. Auch Karthago hatte eine ähnliche Verfassung. Aristoteles bezeichnet die spartanische und die karthagische Verfassung als die besten der Welt.

der Tür und stieg ins Haus hinunter, die übrigen folgten.

Die Terrasse, von der herab man eine freie Rundsicht über die ganze ausgedehnte Stadt und das weite Meer hatte, blieb jetzt leer, bis sich der Morgenwind erhob, durch die Zypressen raschelte und die langen Palmenwedel in schwerfällige Bewegungen setzte. Ein leises Säuseln und Rauschen klang vom Meere her. Heller und heller färbte sich der wolkenlose Osten, die Sterne erblaßten wehmütig vor dem nahenden Tagesgestirn, das Meer leuchtete in dem wunderbaren Farbenspiel des Südens auf und ließ die Umrisse der Stadt immer deutlicher und klarer erkennen. Der Zeustempel reckte sein säulengetragenes Dach alles beherrschend in die Luft, der Herkulestempel, die riesige Basilika am Markt tauchten immer schärfer umrissen aus dem Dunkel herauf, die Gärten der zierlichen Villen am Meeresstrand, die kleinen, schmalen Gassen, die sich von der Höhe zum Hafen hinunterschlängelten, klärten sich, die roten, mit grünen Akanthusblättern gekrönten Säulenhallen lösten sich aus dem Morgengrauen, die hellen Marmortreppen der größeren Paläste, der ägyptische Granit, der smaragdgrüne Porphyr aus Zypern und vor allem der rosige griechische Marmor, der vielfach bei den Bauten verwendet wurde, gaben dem Bild die lebensfrohe und freudige Farbe — ein herrliches Bild! Eine Wunderwelt, üppig hingelagert am blauen Meer zur Lust und Freude der Menschen!

Die Stadt erwachte. Ochsenkarren, die weit vom Lande hereinkamen und Gemüse, Früchte, Eier, Getreide und Vieh brachten, holperten klappernd über das Pflaster, kleine Garküchen, die in brodelnden Kesseln fette Schnecken, Seeigel, Meerpolypen und anderes mehr oder weniger rätselhafte Getier feilhielten und

deren Besitzer sich durch singendes Geschrei bemerklich zu machen suchten, Bäcker, die auch damals schon keine Nachtruhe kannten, Nachtschwärmer, die der nahende Tag aus den Tavernen nach Hause trieb, Wahrsager und andere Menschenfreunde, die durch allerhand Schwindel der Arbeit aus dem Wege zu gehen suchten, begannen die Straßen zu füllen, Bettler, mit sichtbaren oder vorgetäuschten Gebresten behaftet, Wachen, Soldaten, Hafenarbeiter, Aufseher mit ihren Sklaven, die auf das Land gebracht wurden zur Arbeit auf den Gütern der Reichen, Tausendkünstler, die sich in der Arena sehen ließen, Athleten, Feuerfresser, Zauberer und was sonst die Schaulust der Menge reizte — kurz, ein ganzes Volk, wie es Zeit und Ort hervorbrachte, drängte und schob sich bald in den Straßen, um die paar Morgenstunden, ehe die Sonne mit ihren glühenden Strahlen wieder lähmend wirkte, zu nützen, um sich bemerklich zu machen, seinen Vorteil wahrzunehmen, jeder in seiner Art, aber alle mit möglichst viel Lärm und Geschrei.

Kurz nachdem die Sonne ihre ersten Strahlen flimmernd und glitzernd über die bunte Stadt am blauen Meer gestreut, verließ Antigonos sein Haus, um sich zum Oberpriester Tellias zu begeben. Vor ihm her schritten Soldaten mit dem Siegeszeichen des Feldherrn die große Freitreppe des Hauses hinunter. Eine Anzahl Sklaven folgte ihnen, von denen jeder seine besondere Beschäftigung hatte, sei es um ihrem Herrn in der Straße Platz zu machen oder seinen Mantel, seine Waffen oder ihn selbst in der Sänfte zu tragen, wenn er der Hitze oder des Staubes oder des Gedränges wegen das vorzog. Antigonos selbst ging in vollem Schmuck der Waffen, aber barhäuptig, wie alle anderen, mit seinen Offizieren und Klienten hinterdrein, und den Schluß machten Wachleute und

Soldaten, im ganzen mochten es etwa dreißig bis vierzig Leute sein.

So bewegte sich der Zug über den kleinen Platz vor seinem Hause in eine zunächst ziemlich breite Straße, die sich aber, wie alle Straßen, die nach dem Hafen oder dem Meere zu führten, etwas senkte. Es war eine Straße, in der Tuchwalker, Öl- und Weinhändler, Schmiede, Bäcker und Fleischer ihre Hantierungen betrieben. Dann wandte sich der Zug nach rechts und gelangte nach einiger Zeit an den gewaltigen Tempel des Zeus, unter dessen Säulenhalle es sehr lebhaft zuging, da es die Zeit des Opferns war.

Östlich vom Zeustempel und mit diesem durch eine stimmungsvoll-ernste Zypressenallee verbunden war eine weit ausgedehnte Villenanlage mit großen, schattigen Gärten, Terrassen und Säulenhallen. Das war die Wohnung des Oberpriesters Tellias. Als der Zug des Antigonos die Stufen hinaufschritt, die zu der auf prächtigen dorischen Säulen ruhenden Vorhalle führten, konnte man auf einer etwas zurückliegenden Terrasse die raschen Bewegungen einer Frauengestalt bemerken, die, in lang herabwallende weiße und faltenreiche Gewänder gehüllt, zwischen einigen Zwergpalmen hin und her huschte und den Zug mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte.

„Du hast sie also gesehen?“ stieß sie halblaut und mit nur schlecht unterdrückter Erregung hervor.

Die alte Charis lachte. „Nicht einmal oder zehnmal, sondern zwanzig und mehr Male,“ erwiderte sie. „Eine schöne Frau ist's!“

„Aber eine Barbarin!“ warf die andere rasch ein. „Braun wie Bast.“

„Ich kann's nicht glauben, Charis, daß der herrliche Antigonos eine Barbarin —“

„Herrin, alle Welt spricht davon, nur du weißt nichts. Er hat sie seit Jahren in seinem Hause. Sie lebt als Herrin dort, nicht als Sklavin, wenn sie auch eine Barbarin ist. Er behängt sie mit Schmuck, und sie bläst ihm Liebeslieder auf der Flöte vor."

„Und ich glaube es nicht!" warf die junge Frau wieder trotzig ein, „ich will's nicht glauben, bis er es mir selbst sagt."

„Herrin, er wird dich betören und beschwatzen, wie er schon viele betört hat."

„Das laß nur meine Sorge sein," warf die Gebieterin verächtlich ein und wandte sich ab.

Antigonos wurde von dem Oberpriester Tellias mit dem üblichen Gepränge empfangen. Man machte sich gegenseitig viele Redensarten und leere Förmlichkeiten, dann aber wurde das Gefolge entlassen, und die beiden Männer traten allein in das Innere des Hauses, in einen Raum, der durch bunte Vorhänge, die nur eben das Licht durchließen, von der immer heißer werdenden Sonne abgesperrt war. Es war ein behagliches Zimmer, mit scharfen Essenzen und Ölen erfrischt und parfümiert, mit üppigen Lagerstätten und bequemen Stühlen ausgestattet. In den Wandnischen standen Götterbilder aus farbigen Steinen, und der Fußboden war mit künstlerisch hochbedeutenden Mosaiken ausgelegt, die Szenen aus der griechischen Sagenwelt darstellten.

Tellias lud seinen Gast ein, auf einem der Lager, die mit weichen Fellen und Decken belegt waren, Platz zu nehmen, und legte sich dann ihm gegenüber auf einem anderen Lager bequem hin. Der Oberpriester war ein Mann von etwa zweiundfünfzig Jahren, sah aber wohl infolge seiner starken Beleibtheit viel älter aus. Unter seinen Augen, am Kinn und Hals sah man kleine Fettwülste, die seinem Gesicht etwas Schlaffes

und Müdes verliehen. Die Augen selbst aber waren dunkel und blickten scharf und durchdringend. Er war in den weißen Talar des Priesters gehüllt, der um die Mitte von einem breiten, kunstvoll gestickten und mit vielen leuchtenden Edelsteinen besetzten Gürtel zusammengehalten war.

„Ich glaubte den Senator Sanisiades bei dir vorzufinden,“ begann Antigonos, „der uns bei unserem Vorhaben hätte von Nutzen sein können. Aber ich sehe ihn nicht.“

„Laß ihn,“ sagte Tellias. „Das ist ein schwacher Mann. Sein Sklave meldet mir, daß er das Fieber hat.“

„Das Fieber?“

„Ja. Er hat zugesehen, wie seine Sklaven in der Sonne gearbeitet haben. Davon hat er das Fieber bekommen. Er kann so etwas nicht aushalten. Übrigens wird uns seine Hilfe im Senat nicht fehlen. Ich habe dafür gesorgt. Aber vorläufig, wohledler Antigonos, handelt es sich darum, daß wir uns selbst verständigen, daß wir zwei einverstanden sind über unsere Ziele und Absichten und über die Zukunft des Staates.“

Dabei sah der Oberpriester in eigentümlich scharfer und prüfender Weise sein Gegenüber an, als ob er noch etwas anderes im Sinne habe, als in seinen Worten lag.

„Du kennst mich, ehrenwerter Tellias,“ hob Antigonos mit etwas tieferer Stimme ernsthaft an, „und weißt, daß ich es ehrlich mit dem Volk und mit dem Staat meine. Du hast gesehen, wie ich auf den Schlachtfeldern mein Blut vergossen und mein Leben gewagt habe für die Größe von Akragas und für das Glück seiner Bürger. Kann ich noch mehr Beweise dafür bringen, daß ich das Beste will?“

„Ich bitte dich,“ erwiderte Tellias etwas gedehnt,

„wer zweifelt daran? Es handelt sich nur darum, was du für das Beste hältst!“

„Ich will ein freies, gesittetes Volk, Tellias,“ fuhr Antigonos lebhaft fort, „ein Volk, dessen Kultur ein Muster der ganzen Welt ist, das hoch erhaben über Aberglauben und Irrlehren, über Dummheit und wilde Barbarei, erlöst von finsteren Leidenschaften in weiser Beschränkung das Glück des Daseins genießt, das lebend und lernend sich entwickelt und so die Welt sich zu eigen macht.“

„Hm!“ machte der Oberpriester und sah seinem Gegenüber aufmerksam ins Gesicht. War es Ehrgeiz, mochte er sich fragen, der aus dem viel jüngeren Manne sprach, oder war es sein Herz? Es war fast, als flöge ein leichtes Lächeln über seine Züge.

„Die Barbarei muß aufhören, wenn wir unserem Ziele näher kommen wollen,“ fuhr Antigonos fort, „die Menschenopfer, die Sklavenschinderei, Mord und Totschlag müssen aus unserem Volk verschwinden, Schritt für Schritt müssen wir uns der hohen Kultur nähern, die allein das Glück eines Volkes ausmacht, die allein das Leben der Menschen wert und würdig macht, die allein —“

„Ja, ja, die Kultur!“ unterbrach Tellias den immer erregter werdenden Antigonos. „Weißt du, was Kultur ist? Hast du einmal darüber nachgedacht?“

„Die Kultur?“ fragte Antigonos etwas verdutzt zurück. „Die Kultur ist das Ziel, das Streben des Menschengeistes, die Erlösung von allen Übeln, die Kultur ist —“

„Ich will dir's sagen. Höre zu! Die Geburt der Kultur ist wie die Geburt eines Menschen. Rein und schön tritt sie ins Leben, die neue Idee, sie besticht, überredet und entzückt, teils weil sie neu ist, teils weil

sie schön ist. Die Menschen werden von ihr ergriffen, sie tritt ins Leben, wird selbst Leben, der Mensch beginnt sie zu entwickeln, sie zu bilden und zu formen — nach seinen Zwecken. Und das ist ihr Tod."

„Ihr Tod?"

„Sei still und höre weiter, denn es handelt sich um dein Glück und Ende, wie um das Glück und Ende aller. Wie alles, was der Mensch macht, hat auch die Kultur Anfang und Ende, Jugend und Alter. Sie wächst, breitet sich aus auf der Welt, wird ihr Ideal, ihr Heil. Moral und Sitte der Menschen, die Ehe, die Religion — welche herrliche Kulturblüten, um ein Volk zu veredeln, zu beglücken! Aber allmählich werden ihre Formen hart und drückend; statt den Menschen dem vollen, mangellosen Erdendasein zuzuführen, werden sie ihm eine Fessel, engen sein Wesen ein, drücken ihn. Wie geht das zu? Nun, die Kultur wird eben alt, genau wie der Mensch, sie lebt sich ab, sie verzehrt sich, und im Verfall bildet sie den Keim des Unglücks für viele Menschen. Warum gibt es zum Beispiel so viele unglückliche Ehen? Gewiß nicht, weil die Ehe ungeeignet wäre zum Glück der Menschen, sondern weil sie entartet. Der Mensch versteht nicht, die Idee der Ehe rein und jung zu erhalten. So ist es mit allem, was der Mensch bildet. Unter seiner Unzulänglichkeit verfällt die Kultur, muß verfallen, wie alles, was er schafft. Sie wird hohl und nichtig, starr und hart, sie wird alt und unbrauchbar, bis sie endlich stirbt. So gingen Indien und Ägypten zugrunde, so war es seit vielen tausend Jahren, und so wird es noch viele tausend Jahre sein. Aber schweifen wir nicht zu weit ab, damit wir das Nächste, für uns das Wichtigste nicht aus dem Auge verlieren. Du willst die Größe und das Glück von Akragas. Gut. Ich auch. Gehen wir also zusammen, jeder in seinem Bereich.

Führe du das Schwert und laß mir meinen Tempel. So können wir hoffen, mit vereinten Kräften zu leisten, was Menschen möglich ist."

„Selbstverständlich werde ich nie in deine Machtsphäre greifen, wohledler Tellias," sagte Antigonos eifrig.

„Du wirst gut daran tun," fuhr der Priester langsam und überlegt fort. „Du wirst nun bald mein Sohn sein. Was könnte uns mehr einigen — natürlich zum Wohle des Staates — als das? Wir verbinden uns zu einer Familie, sozusagen zu einem Körper. Sollte die rechte Hand der linken entgegenarbeiten? Und zu welchem Zweck? Der Zweck des Körpers ist doch die einheitliche Kraft zum einheitlichen Nutzen. Verstehst du, was ich meine?"

„Vollkommen. Und ich bin ganz deiner Meinung."

„Das freut mich. Gib mir die Hand darauf und vergiß nie, daß du nach dem natürlichen Verlauf der Dinge mein Erbe bist. Du bist die Fortsetzung meines Ichs. Mein Vorteil ist der deine. Danach zu handeln, ist deine Klugheit. Du wirst morgen Fürst sein, das heilige Kolleg wird dich im feierlichen Zug in den Tempel führen, wird deine Waffen weihen und den Segen der Götter auf dich herabflehen. Drei Tage später wirst du mein Sohn. Ich habe darein gewilligt, daß deine Heirat mit Helena sofort nach deiner Wahl stattfinde — im Vertrauen auf deine Klugheit, Antigonos. Habe ich mich getäuscht?"

Der Feldherr verstand, was der Oberpriester ihm mit halben Worten sagte. Daß seine Heirat mit Helena erst nach seiner Wahl festgesetzt war, fand seinen Grund in der Wählerschaft des Senats. Man sollte nicht den Schwiegersohn des Tellias, sondern den Feldherrn wählen. Nun schien aber Tellias einen Wortbruch von

ihm zu fürchten. Antigonos hob also feierlich die Schwurhand empor und sagte ernst: „So mögen mir die Götter helfen, wie ich mein Wort halte, Tellias!"

In diesem Augenblick dröhnten hallend und zitternd drei dumpfe Schläge auf ein Metallbecken durch das Haus, und gleich darauf teilte sich der Vorhang des Zimmers. Zwei schwarze Sklavinnen warfen sich vom Gange herkommend auf den Boden, und zwischen ihnen schritt in weißer Tunika, einen weißen Stab in der Hand, der Ansager.

„Herr, deine Tochter Helena naht sich," verkündete er.

Gleich darauf erschien diese in der Tür. Helena, die Tochter des Oberpriesters, war eine vornehme Erscheinung; in lange, faltenreiche Gewänder, die am Boden schleppten, war sie gehüllt, wodurch ihre graziöse Gestalt vorzüglich zur Geltung kam. Ihre Haare waren von einem wundervollen, leuchtenden Braun und fielen reich und schön, nur von einem hellgelben Bande durchflochten, leicht gewellt über Hals und Rücken herab, ihr Teint, auf den offenbar große Mühe und Pflege verwandt wurde, war von ungewöhnlicher Zartheit und Weiße, ihre Haltung anmutig und leicht. Ihre Augen, obgleich von herrlicher Reinheit und Klarheit, nahmen oft einen stolzen, herrischen Ausdruck an. In der Hand trug sie einen fächerartigen Wedel aus bunten Federn, mit dem sie sich Luft zufächelte. Sie war nicht geschminkt oder gepudert, obgleich das bei den Damen von Akragas durchaus keine unbekannten Künste waren.

Ihr Vater ging auf sie zu und küßte sie leicht auf die Stirn. Antigonos verneigte sich tief vor ihr, und erst als ihm Helena freundlich die Hand reichte, faßte er diese und führte sie feierlich an die Lippen.

„Ich muß mit dir schelten, Vater," sagte Helena etwas neckisch, aber mit freier, glockenreiner Stimme,

„daß du unseren Gast so ganz allein in Anspruch nimmst. Der herrliche Antigonos ist doch nicht nur dein Gast, sondern auch der meine. Oder irre ich mich?“

„Durchaus nicht, mein Kind,“ erwiderte ihr Vater lächelnd, „und damit du siehst, daß ich dir dein Recht nicht verkümmern will, lasse ich euch jetzt allein.“

Helena schlug in holder Verwirrung den Blick nieder. Sie sah reizend aus, obwohl sie vielleicht mehr Kunst als Natur darbot.

Tellias lüftete seufzend sein Gewand, denn es wurde sehr heiß. „Unser Gast verdient das Vertrauen. Außerdem“ — er seufzte wieder — „ruft die Pflicht. Die Stunde des Opfers naht.“

Dann küßte er Helena wieder auf die Stirn und reichte Antigonos die Hand, sah mit einem eigentümlichen Lächeln über die beiden hin, als gedächte er seiner eigenen Jugend, und ging endlich etwas schwerfällig davon.

Drittes Kapitel.

„Holdselige Helena,“ begann Antigonos, indem er sie bei der Hand faßte und sie nach dem Lagersitz führte.

Helena schien außerordentlich befangen und schüchtern. Sie hob ihr Kleid etwas, um nicht darauf zu treten, sah Antigonos furchtsam an und setzte sich endlich zögernd.

Antigonos blieb vor ihr stehen und besah mit großem Interesse das gelbe Band, mit dem sie ihr Haar aufgebunden hatte. „Ich habe in der letzten Zeit sehr viel darüber nachgedacht,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „womit ich dir wohl eine Freude machen und mir deine Dankbarkeit, deine Liebe erringen könnte —“

„Setze dich, Antigonos,“ unterbrach sie ihn — „nein

mir gegenüber, damit ich sehe, ob du nicht nur Schmeichelworte machst und immer aufrichtig zu mir bist."

„Du zweifelst daran?"

„Vorsicht ist immer gut. — Also, was wolltest du sagen?"

„Ich habe meine Schatzkammer durchsucht, meine Güter gemustert, mein ganzes Haus durchstöbert, um etwas zu finden, das deiner würdig wäre. Das Beste, Kostbarste und Seltenste schien mir nicht gut genug für dich."

„Du übertreibst."

„Bei den Göttern, schönste Helena, und bei der allerhaltenden Aphrodite, meine größte Sorge war, dich freundlich für mich zu stimmen. Und nun sieh, was ich endlich gefunden."

Dabei zog er aus seiner Tunika ein Diadem hervor, ein Stirnband, das in der Mitte ein großes Stück klaren, fast durchsichtigen gelben Bernsteins trug. An den Seiten waren blaue Perlen angebracht, wodurch die Farbe des Bernsteins noch schärfer und leuchtender hervortrat. Das Ganze war in mattgelbes Gold gefaßt und bestimmt, wie eine Krone im Haar getragen zu werden.

„Ah," rief Helena wirklich überrascht, denn sie hatte so etwas noch nicht gesehen. „Was ist das? Was ist das für ein Stein?"

„Genau so fragte ich am Abend nach der Schlacht von Eregas, als ich dies Diadem unter anderen Beutestücken im Zelt Himilkos fand, denn ein solcher Stein war bis dahin bei uns noch nie gesehen worden. Niemand konnte mir über die Herkunft dieses Steines eine Auskunft geben oder seine Art erklären. Eine alte Sklavin Himilkos sagte, es sei ein Stern, der vom Himmel heruntergefallen sei. Das ist natürlich Aber-

glaube. Aber endlich fand ich einen alten Soldaten, der Himilko auf seinen Entdeckungsreisen begleitet hatte — du weißt, holdselige Helena, daß die Karthager unter Himilko große Handelsexpeditionen machten, die sie bis ans Ende der Welt*) führten — und dieser erzählte folgendes: Nachdem Himilko mit seinen Schiffen drei Jahre gesegelt war, viele Kolonien angelegt und in allen Ländern, die er fand, Handelsniederlassungen gegründet hatte, kam er in ein Land, das ganz am Rande der Erde liegt, wo diese im ewigen Winter und Eis erstarrt, und das Germanien genannt wurde. Es war ein wüstes Land mit meilenweiten, unzugänglichen Sümpfen, wilden Ungetümen mit großen Hörnern und noch wilderen Menschen, die sich in die Häute der Tiere hüllten, um sich gegen die schreckliche Kälte in ihrem Lande zu schützen. Aber die Karthager merkten bald, daß mit diesen fürchterlichen Riesen gut handeln war. Sie glaubten alles, was sie ihnen erzählten, waren gutmütig und dumm, pflegten die vor Kälte erstarrten Karthager an mächtigen Feuern, die sie in ihren Wäldern anbrannten, und gaben alles her, was sie besaßen, für Tand und blitzendes Geschmeide, das sie sehr liebten. Kostbare, weiche Felle, wie man sie hier nie sieht, gaben sie für ein Trinkgefäß her — sie sind große Trinker —, hartes Holz zum Schiffbau für ein paar Ringelchen oder eine Flasche Öl, denn in jenen armen Ländern wächst weder Wein noch Öl, große mächtige Renntiere, die sie in ihren Wäldern jagten und deren Fleisch den ausgehungerten Karthagern Leben und Gesundheit rettete, brachten sie für ein paar Goldbleche oder eine Amphora mit Wein. So erhielt Himilko Kunde von einem kost-

*) Die Alten dachten sich die Erde als eine Scheibe, den Himmel als eine Glocke darüber.

baren Stein, der nur bei jenen Barbaren vorkommt und sonst nirgends in der Welt, als ob die Götter selbst dieses wunderbare Kleinod neidisch hätten verbergen wollen bei den Barbaren, die nichts wußten von seinem Wert. So schwatzten sie den dummen Riesen auch diese Schätze ab, die kostbarsten, die sie besaßen, weil eben sie allein sie hatten. Für ein paar blitzende Goldspangen, für Tand, den alle Welt besitzt, gaben sie ihren Bernstein her, und so kam es, daß sich jetzt die Schönen von Karthago und Akragas mit diesem einzigen Schmuck schmücken — den Schönsten das Schönste, und dir, holdselige Helena, das Herrlichste, das Einzigste!"

Damit ließ Antigonos das Diadem mit dem märchenhaften gelben Stein in seinen Händen glitzern, sah Helena lächelnd und triumphierend an und war eben im Begriff, es seiner Braut ins Haar zu stecken, als diese etwas zurückwich und den Schmuck mit der Hand zurückwies.

Antigonos verstand sie nicht gleich. „Niemand erfreut sich eines so herrlichen braunen Haares wie du, Helena, aber auch niemand auf dieser Welt kann es so schmücken wie du," fuhr er eifrig fort, indem er noch immer versuchte, ihr den Schmuck ins Haar zu drücken. „Die Götter werden dich darum beneiden."

Da nahm Helena den Schmuck in die Hände und ließ ihn nachdenklich und zögernd durch die weißen Finger gleiten. „Bester Antigonos," sagte sie nach einer kleinen Pause mit einem feinen Lächeln, „wirst du mir böse sein, wenn ich dein Geschenk dir wieder zurückgebe?"

„Mir wieder zurückgeben? Und warum?"

„Ich habe einen anderen Wunsch," sagte sie kurz und noch immer lächelnd.

„So nenne ihn, und wenn seine Erfüllung in meiner Macht steht, so ist er erfüllt.“

„Oh — eine Kleinigkeit!“ sagte Helena lächelnd und legte ihre Hand vertraulich und wie liebkosend auf seine Schulter, „nicht den tausendsten Teil des Wertes, den du mir eben anbietest.“

„Nenne ihn, nenne ihn!“ drängte er.

„Meine Dankbarkeit und Liebe wird ewig währen, wenn du mir meinen Wunsch erfüllst.“

„Zweifelst du daran?“ erwiderte er hitzig. „Und wenn ich in die Unterwelt hinabsteigen müßte und mit Pluto selbst darum ringen, so solltest du doch deinen Wunsch erfüllt sehen. Was ist's? Wonach steht dein Sinn?“

„Schwöre, daß du es tun willst, um was ich dich bitte, herrlicher Antigonos.“

„Wenn es in meiner Macht steht —“

„Es steht in deiner Macht. Schwöre, Antigonos, schwöre bei den ewigen Göttern!“

„Ich schwöre bei den ewigen Göttern, daß ich tun will, was du von mir verlangst. Aber sage mir auch endlich, was du verlangst.“

Sie lächelte noch immer. Sie mochte wohl wissen, wie verführerisch und reizend sie so war mit dem schelmischen Blick, bald lockend und verlockend, bald lauernd und forschend. „Verlangen? Ich verlange gar nichts, ich bitte nur um eine Kleinigkeit, um ein Nichts, um ein wahres Nichts — um eine Sklavin.“

„Eine Sklavin? Wo du doch Hunderte hast!“

„Aina Sahel!“

Er stand rasch auf, als ob eine Schlange nach ihm gezüngelt hätte. Es herrschte einen Augenblick Totenstille im Gemach. Man hörte nur seine Atemzüge, schwer, wie stöhnend.

Helena beobachtete ihn sehr scharf. „Du hast es mir versprochen,“ mahnte sie.

„Nimm den Schmuck, Helena, was willst du denn mit einer Sklavin, deren du doch schon so viele hast,“ sagte er ausweichend.

Jetzt stand sie auch auf, entschieden und offenbar entschlossen, auf ihrem Verlangen zu beharren, gerade weil er auszuweichen suchte. „Ich weiß, daß Aina Sahel dir teuer ist, Antigonos,“ fuhr sie fest und bestimmt fort. „Würde ich sie sonst verlangen? Ich weiß, daß du stundenlang bei ihr weilst, um ihrer Musik zu lauschen. Gerade deshalb sollst du sie mir schenken. Ich will auch die Flöte spielen lernen von ihr, damit du mir zuhörst in Zukunft und nicht einer Sklavin.“

Plötzlich zuckte Antigonos auf, als lausche er in der Stille auf irgend etwas, was vielleicht doch nur eine Täuschung seiner Sinne war. Ihm war, als ob er einen Schrei vernommen hätte, einen Schrei aus tiefster Seele, wie den Schrei einer Verdammten. Er sah Aina Sahel deutlich vor sich, ihr Kindesauge wie verzweifelt auf ihn gerichtet, er hörte ihre Stimme, wie sie gequält flehte: „Liefere mich nicht aus! Töte mich, aber gib mich nicht meiner Todfeindin in die Hände!“

Antigonos war überzeugt, daß Aina Sahel verloren war, wenn er sie Helena gab, und es wäre für ihn eigentlich eine gute Gelegenheit gewesen, seine Menschenliebe zu betätigen, seinen Idealen von Menschenwürde und Menschenglück nachzugehen. Er hatte immer einen Widerwillen gegen Sklavenmißhandlungen gehabt. Menschen zu verschenken, zu quälen, zu peinigen und zu töten — straflos, bloß weil sie Sklaven waren, war ihm immer ein Greuel gewesen, eine Barbarei. Aber gerade jetzt fielen ihm diese

Ideen nicht ein. Er sah Helena vor sich, die schöne, stolze, hochgebildete Tochter des Oberpriesters am Zeustempel.

„Du hast es geschworen!“ rief sie entschlossen.

Was sollte er tun? Sollte er seinen Schwur brechen und alle Folgen auf sich nehmen, die sich daraus ergaben? Die Wahl zum Fürsten, die Heirat mit Helena, sein Bündnis mit Tellias, seine Machtstellung — alles stand in Frage.

„Selbstverständlich halte ich meinen Schwur,“ erwiderte er endlich tonlos, aber äußerlich ruhig. „Alina Sahel wird noch heute in deinem Hause abgeliefert werden.“

Helena war offenbar sehr angenehm von seinem Entschluß berührt. Lebhaft schritt sie auf ihn zu, lehnte sich an seine Schulter und flüsterte leise: „Jetzt wirst du mein Gatte!“

Er küßte sie auf die Stirn, aber sein Kuß war kalt, wie eine Formsache. Sein Blut war dabei so kühl, daß es ihm selbst auffiel. Was war mit ihm geschehen? Was er noch vor einer Stunde so lebhaft gewünscht, ließ ihn jetzt kalt, als ob ein Tropfen Gift in seine Seele gefallen wäre.

Viertes Kapitel.

Bursas stand im Schatten der Säulenhalle, die sich vor dem Palast des Antigonos hinzog, und schaute über die flimmernde Stadt. Die Luftwellen zitterten vor Hitze. Lärm und Geschrei drangen aus den Gassen herauf, die zum Teil durch ausgespannte Tücher vor den sengenden Strahlen der Sonne geschützt waren. Überall herrschte laute Aufregung, die Tavernen am Markt und vor dem Senatsgebäude saßen voller Leute

bis auf die Straßen und Plätze heraus. Nicht nur die Bürger von Akragas, sondern vor allem die Landleute, die von auswärts in die Stadt gekommen waren, um dem Fest der Fürstenwahl und den dabei üblichen Arenaspielen beizuwohnen, erhitzten sich beim Essen und Trinken. Es wurde politisiert und polemisiert. Antigonos und Eligius, die beiden Kandidaten bei der Wahl, wurden kritisiert, man stritt und zankte und prügelte sich, jeder wußte es besser, kannte die Erfordernisse des Staatswohls aus dem Fundament und nannte den anderen einen Nichtswisser — wie das bei solchen Gelegenheiten üblich ist.

Bursas war ein Fremder in Akragas, ein Sklave. Er war Soldat. In der unglücklichen Schlacht von Eregas, in der die karthagische Macht auf Sizilien geschlagen und vernichtet worden war, befehligte Bursas große Abteilungen Fußgänger. Die Schlacht ging verloren wie so manche, weil unter den eigenen Truppen Unzuverlässigkeit und Uneinigkeit herrschte. Bursas hatte vorher, noch am Abend vor der Schlacht, darauf aufmerksam gemacht und gewarnt, aber vergebens. So war das Unglück geschehen. Von den mehr als hunderttausend Karthagern hatte sich Himilko nur mit den Elefanten und einem Teil der Reiterei retten können. Alle übrigen waren erschlagen worden oder in Sklaverei geraten. Bursas sah also Akragas selbstverständlich mit anderen Augen an als etwa der Dichter, der die Stadt „die schönste der Sterblichen“ nannte. Auch erhitzte er sich nicht darüber, ob Antigonos oder Eligius zur Herrschaft kam. Er hatte ja auch als Sklave gar kein Recht, sich mit öffentlichen Dingen zu beschäftigen. Dagegen besah er sich, wenn sich ihm Gelegenheit dazu bot, sehr genau die großen eisernen Ketten, mit denen nachts der Hafen abgesperrt wurde,

oder die Stadtwälle mit ihren Türmen und Bastionen. Besonderes Interesse hatte er in letzter Zeit für eine alte Wasserleitung, die durch ein Erdbeben zerstört worden war, durch deren Höhlungen man aber auch jetzt noch aus der Stadt hinaus ins Freie und von draußen hereinkriechen konnte, ohne bemerkt zu werden. Er hatte sogar schon daran gedacht, Himilko eine Botschaft auf diesem Wege zukommen zu lassen, aber er mußte sehr vorsichtig sein. Der geringste Verdacht war sein Tod, ganz gleichgültig, ob er begründet war oder nicht. Einen Sklaven zu ersäufen oder zu verbrennen war in Akragas eine Kleinigkeit und kam häufig genug vor.

„Bursas!“ rief plötzlich jemand hinter ihm leise und verstohlen.

Er wandte sich rasch um. „Du bist es, Djedaida? Was willst du?“

Djedaida war die Dienerin Aina Sahels, ein verschrumpftes Weib von einigen vierzig Jahren. Sie sah aber aus, als ob sie wenigstens hundert Jahre alt wäre. Ihren Kopf hatte sie fest mit einem roten Tuch umwickelt. Ob sie noch Haare hatte, sah man nicht. Jedenfalls waren es nur noch sehr wenige. Ihre Haut war dunkelbraun, fast schwarz wie die einer Mumie. Sie war ein wahres Scheusal. Aber wenn im Palast des Antigonos jemand krank wurde, lief man zu der alten Djedaida. Man schrieb ihr eine große Wissenschaft von allerlei Heilmitteln zu. Auch las sie in den Sternen und wahrsagte aus den Linien der Hand. An ihrem Halse hing an einer schwarzen Schnur eine ganze Anzahl Amulette, Leopardenzähne, kleine Korkstücke, die vor Alter ganz schwarz geworden waren, hellblaue und weißliche Steine, mit denen sie Wunden bestrich, um sie zur Heilung zu bringen, und anderes.

„Bursas," fuhr Djedaida bittend fort, „hebe mich doch etwas in die Höhe, damit ich den Zug sehen kann."

„Welchen Zug?" fragte Bursas verwundert. „Es ist kein Zug da."

„Den Zug des Fürsten Antigonos in den Zeustempel. Er muß kommen. Ich weiß es."

„Nichts weißt du. Die Wahl hat noch gar nicht stattgefunden."

„Freilich hat sie stattgefunden," erwiderte die Alte ärgerlich. „Antigonos ist Fürst von Akragas."

„Woher weißt du das?"

„Ich weiß es schon seit heute nacht. Ich habe es geträumt."

„Geträumt? Das ist Unsinn, Djedaida! Die Zukunft träumt man nicht. Man träumt nur von dem, was vergangen ist."

Djedaida lachte verächtlich. „Was weißt denn du!" meinte sie geringschätzig. „Wozu wären denn die Träume da, wenn man aus ihnen nicht die Zukunft lesen könnte?"

„Was hast du denn geträumt?"

Die Alte näherte sich ihm und flüsterte ihm geheimnisvoll zu: „Ich sah Antigonos, wie er einen Pfeil aus seinem Köcher nahm und damit in den Himmel schoß, so daß der Pfeil in der Himmelsdecke stecken blieb. An dem Pfeil aber hatte Antigonos ein dünnes Goldkettchen befestigt, das vom Himmel bis zur Erde reichte. An dieser Kette schwang er sich immer höher und höher empor. Er wird also Fürst. Verstehst du das?"

Bursas sah statt aller Antwort die Alte besorgt an.

„Natürlich verstehst du davon nichts," fuhr Djedaida fort. „Wie solltest du das auch mit einem so viereckigen Kopf, wie du einen hast? Du weißt ja nicht einmal,

was deine Augen sehen und deine Ohren hören. — Hebe mich jetzt, Bursas, damit ich den Zug sehe."

In diesem Augenblick hörte man in der Tat laute Tubastöße aus der Stadt herauftönen, dumpfe Beckenschläge und dröhnendes Beifallsgeschrei. Der Zug des neuen Fürsten in den Zeustempel zur Weihe hatte sich also in Bewegung gesetzt, und aus dem Geschrei der Menge konnte Bursas ganz deutlich den Namen Antigonos heraushören. Nun schaute er die alte Djedaida doch etwas scheu von der Seite an. Hatte sie wirklich übernatürliche Fähigkeiten, die er nicht begriff?

„Stelle dich auf den Sockel des steinernen Gottes da," rief er der Alten zu, „dort wirst du den Zug sehen, Djedaida."

Es war eine Statue des Äskulap, neben der Djedaida stand. Sie kletterte also mühsam auf den Sockel und hielt sich dort fest, um den Zug zu sehen.

Es war ein schöner Zug. Langsam und feierlich, wie es sich geziemte, schritt er die große Freitreppe vom Senatsgebäude herab und drängte sich durch die ungeheuren Volksmassen hindurch, die sich auf dem Platz zusammengepreßt hatten — voran die Tubabläser und Beckenschläger, die Priester vom Zeustempel in langen weißen Talaren, in ihrer Mitte die große und schwere, aus purem Golde gegossene Zeusstatue, der Ruhm und Stolz von Akragas, die auf einer Tragbahre weithin sichtbar getragen wurde und in der Sonne glitzerte. Hinter dieser wundertätigen Statue folgte in einem Schwarm kurzgekleideter Tempeltänzer die Sänfte des Oberpriesters Tellias. Sie war mit roter Seide überdacht und an den vier Ecken mit goldenen Emblemen verziert, die die Würde des Insassen anzeigten, der bequem und wohl auch recht er-

müdet von der Zeremonie in weichen, ebenfalls rotseidenen Kissen lag. Dann eine unübersehbare Menge Beamte des Staates und der Stadt mit ihren verschiedenen Abzeichen — ein langer Zug, häufig durch Zurufe aus der Menge begrüßt, die diese Gelegenheiten zu benützen pflegte, um ihren Beifall oder ihr Mißfallen auszudrücken. Laute Heilrufe wechselten unter Gelächter und Drohungen der Menge mit weniger schmeichelhaften Zurufen ab. Die freie Kritik ließen sich die Bürger von Akragas bei solchen Gelegenheiten, besonders auch bei den öffentlichen Spielen, nicht nehmen. Die Beamten entschädigten sich dafür in anderer Weise.

Endlich erschien inmitten einer glänzenden Umgebung und begrüßt von dem lauten, bis über die Stadtgrenzen hinaus dröhnenden Beifallsgeschrei des Volkes der neue Fürst. Antigonos trug bei dieser Gelegenheit über dem goldblitzenden Harnisch den langen, wallenden weißen Mantel, der mit einer Purpurkante verbrämt war, wie ihn außer dem Fürsten niemand in Akragas tragen durfte. Der Mantel war das Zeichen der Herrscherwürde. Auf dem Kopfe trug er einen kunstvoll gearbeiteten Helm, das kurze Schwert hing an einer Kette, die von der rechten Schulter über die Brust nach der linken Seite ging. Unten an der Treppe harrte seiner ein kostbar geschmückter Elefant, den er mit Hilfe einiger Sklaven rasch und leicht bestieg.

So ritt Fürst Antigonos hoch und erhaben in allem Glanz und aller Herrlichkeit durch die Stadt nach dem prächtigen Zeustempel, um die Weihe des mächtigsten aller Götter des Altertums zu erhalten.

Entschädigte ihn das für die stillen Zauber und die blauen Nächte auf der Terrasse seines Hauses? Waren

ihm die wüsten, dröhnenden Tubastöße, die dumpfen Schläge der Gongs, das betäubende Beifallsgeschrei der wetterwendischen, unberechenbaren Menge ein Ersatz für die süßen Klänge der Flöte Aina Sahels? für den Liebesblick aus ihren Augen? für das hingebende Vertrauen dieses Kindes? —

Mit überraschender Gelenkigkeit sprang die alte Djedaida von dem Sockel herab.

„Nun,“ sagte sie wegwerfend, „habe ich recht? Verrücktes Volk, das nichts begreift, wenn man es nicht mit der Nase darauf stößt!“

Sie murmelte noch etwas, das Bursas aber nicht verstand. Sie erwartete offenbar auch gar keine Antwort und war im Begriff, in das Haus zurückzugehen.

Bursas hatte nicht die Absicht, sie zurückzuhalten. Ihre doch recht verdächtigen Künste, ihr Sternenzauber, ihre Wahrsagerei und Quacksalberei flößten ihm mehr vorsichtigen Respekt als Zuneigung ein. Aber als sie an ihm vorbeiging, sah er, daß sich in ihrer gerafften Tunika, die ihr schmutzig und schlotterig am Leib herunterhing, etwas bewegte.

„Was hast du denn da?“ fragte er und trat vorsichtig einen Schritt zurück.

In demselben Augenblick bemerkte er, wie der züngelnde Kopf einer Schlange aus der Tunika hervorkam.

Djedaida sah an sich hinab und streichelte liebkosend das Tierchen, das sich zutraulich um ihren Arm ringelte.

„Hast du schon wieder Angst, du tapferer Ritter?“ rief sie spöttisch. „Ihr seid mir schöne Helden! Tag und Nacht sinnt ihr darauf, die Welt zu erobern, und wenn euch einmal etwas Unbekanntes über den Weg läuft, schreckt ihr zusammen wie die kleinen Kinder. Ist das nicht ein zierlicheres, hübscheres Dingelchen als

ihr alle miteinander? Und nützlicher und schöner und schlauer als ihr? Ja, ja," sprach sie zu der Schlange wie zu einem Kinde, „ich weiß schon, was du willst. Komm nur, komm! Du sollst gleich was haben. Ja, ja, mein Liebling, du bekommst etwas. Komm nur, komm!"

Damit trippelte die Alte mit ihren braunen nackten Füßen über die glatten weißen Marmorsteine und verschwand im Haus. Verwundert blickte ihr Bursas einen Augenblick nach. Er wurde aus der Frau nicht klug. Daß sie vieles wußte und außerordentlich entwickelte Naturinstinkte besaß, war ihm klar; aber wozu die Geheimniskrämerei, wozu die Finten, die Absonderlichkeiten, mit denen sie sich zu umgeben trachtete? Nächtelang, besonders in Mondnächten, lief sie umher, um, wie sie sagte, Kräuter zu sammeln. Die Wachen hatten Befehl, sie ungehindert gehen zu lassen, wohin sie wollte. Vor Jahr und Tag hatte sie einmal für Antigonos, der sich bei Tisch übernommen hatte, einen Trank gebraut, der ihm sehr wohltätig gewesen war. Seitdem durfte sie niemand in ihrem sonderbaren Treiben stören. Durch sie hatte Bursas von der großen Sklavenmeuterei in den Steinbrüchen von Syrakus gehört, bei der mehr als tausend Sklaven ertränkt worden waren. Durch sie kannte er Peleidas, der ihr Schwiegersohn war. Wenn Bursas, der sich natürlich nicht so großer Freiheit erfreute wie Djedaida, wissen wollte, was in der Stadt vorging, so mußte er sich an sie wenden, und sie sagte ihm, was sie wußte — wenn sie wollte. Wenn sie einmal nicht wollte, was auch vorkam, so konnte Bursas mit demselben Erfolg mit einem der steinernen Götter oder mit irgend einer Wand reden. Sie sprach keinen Ton. Bursas hatte die Idee, daß Djedaida mehr verschlagen als klug war und sich

nur deshalb mit allerlei geheimnisvollen Zauberkünsten umgab, um sich in Respekt zu setzen.

Ein Gespräch, dessen zufälliger Zuhörer Bursas wurde, und das von der anderen Seite der Vorhalle zu ihm drang, lenkte ihn von seinen Gedanken ab. Dort kam Syrtin, der Befehlshaber der Leibwache des Antigonos, die Stufen herauf mit einem anderen, den Bursas aber nicht kannte. Eine Anzahl Soldaten, die zur Tempelwache des Tellias gehörten, folgte den beiden Führern.

„Ich weiß, ehrenwerter Melides," hörte er Syrtin sagen. „Ich habe schon seit einer Stunde den Befehl, Aina Sahel in das Haus der herrlichen Helena zu bringen. Dein Auftrag, sie hier in Empfang zu nehmen, begegnet sich also mit dem meinigen. Er wird sofort erfüllt werden. — Heda!" schrie Syrtin zu Bursas herüber, dessen er eben ansichtig wurde, „komme her!"

Bursas lief herzu, küßte demütig den Mantelsaum Syrtins und fragte: „Was befiehlst du, hoher Herr?"

„Wo ist deine Prinzessin, die Aina Sahel?" fragte Syrtin.

„Sie wird auf der Terrasse sein, um den Zug anzusehen," antwortete Bursas.

„Hole sie her!" befahl Syrtin.

Bursas lief eiligst in das Haus und die Treppen hinauf, um Aina Sahel die fürchterliche Botschaft zu bringen. Denn daß es sich um etwas Entsetzliches für das arme Kind handelte, war ihm auf der Stelle klar. Wenn Syrtin den Befehl hatte, Aina Sahel zu Helena zu bringen, so war das ein Todesurteil und vielleicht noch schlimmer als das, denn der Haß und die Eifersucht einer Frau begnügen sich nicht immer damit. Mit klopfendem Herzen und bleichen, zuckenden Lippen eilte Bursas die Treppen hinauf. Was

sollte er tun, um das Schrecklichste von seiner Herrin abzuwenden? Er hätte lieber ganz Akragas in Flammen versinken sehen mögen, als Aina Sahel an Helena auszuliefern. Die Schreckensbotschaft kam so überraschend, so unerwartet, daß er die größten Anstrengungen machen mußte, um seine Sinne beieinander zu behalten. Und jetzt, in diesem Augenblick, hatte er sie nötiger als je in seinem ganzen Leben.

Ahnungslos lag Aina Sahel auf einer Decke und spielte mit einer jungen Äffin.

„Herrin!" stotterte der herzutretende Bursas mit zuckenden Lippen. Sein braunes Gesicht war fahl vor Schreck.

Ruhig sah ihn Aina Sahel mit ihren großen, dunkeln Kinderaugen an. „Was ist dir, Bursas?" fragte sie mitleidig. „Bist du krank?"

„Es handelt sich nicht um mich, sondern um dich, Aina Sahel."

„Was gibt's? Ist Antigonos etwas geschehen?" fragte sie und stand rasch auf.

„Ei was," zischte Bursas giftig heraus, „Antigonos ist ein Verräter. Sein Herz ist kälter wie Schlangenblut. Ich wünschte, er wäre tot oder du hättest ihn nie gesehen."

„Wie töricht du sprichst, Bursas!"

„Er hat dich deiner Todfeindin ausgeliefert. Du wirst in das Haus der Helena gebracht."

Sie trat rasch etwas zurück, als müsse sie sich gegen einen Überfall sichern. Ihre Augen sprühten und ihre kleinen Hände ballten sich. „An Helena!" stieß sie hervor, wohl ohne zu wissen, was sie sagte. Aber fast im selben Augenblick kam ihr auch die Überlegung zurück. „Nein, das sind Phantasien deiner Angst und deiner Eifersucht," sagte sie beruhigt. „Das tut Antigonos nie. So falsch ist überhaupt niemand."

„So komm und überzeuge dich!“ rief Bursas mit heiserer Stimme.

„Du träumst.“

„So sieh — dort unten steht mein Traum! Syrtin mit einer ganzen Reihe Soldaten hat den Befehl, dich in das Haus der Helena zu bringen. Sieh hin und überzeuge dich.“

Aina Sahel sprang an die Balustrade, bog die Zweige einer Palme auseinander und lauschte hinunter. Rauhe Stimmen und Waffenklirren schlugen an ihr Ohr, und endlich sah sie auch die Soldaten. Ein halblauter Schrei entfuhr ihr. Angstvoll und zitternd sah sie Bursas an.

„Was soll ich tun? Bursas, verstecke mich!“ flehte sie.

„Das nützt nichts. Es ist unmöglich, dich dem Befehl zu entziehen. Du mußt gehorchen, oder man wendet Gewalt an. Meinst du, die Soldaten wären umsonst da?“

„Wo ist Djedaida?“ fragte Aina Sahel, als ob ihr noch ein Strahl der Hoffnung dämmere.

„Ich weiß es nicht. Was soll dir jetzt Djedaida? Du mußt gehorchen auf der Stelle. Ich werde sehen, daß ich sie zu dir senden kann. Aber jetzt mußt du gehorchen.“

(Fortsetzung folgt.)



In der Libyschen Wüste

Von Th. Seelmann

Mit 7 Bildern (Nachdruck verboten)

Von der Küste des Atlantischen Ozeans in Nordafrika an schlingt sich in einer Ausdehnung von etwa fünfzehntausend Kilometern ein Wüstengürtel durch den dunklen Erdteil und Asien bis fast zum äußersten Ostrand dieses Kontinents. Nur an wenigen Punkten wird dieses öde Riesenband von anbaufähigen Gebieten durchbrochen.

Die größte aller Wüsten in dieser Kette ist die Sahara, die in die westliche oder eigentliche Sahara und in die östliche Libysche Wüste zerfällt. Nach Osten zu folgt als weiteres Glied das Peträische Arabien mit der Halbinsel Sinai, während sich im Süden der Arabischen Halbinsel die Sandwüsten Nefud und Roba el Chali erstrecken. Nördlicher breitet sich die Syrische Wüste aus, und jenseits des Schatt el Arab, des Persischen Meerbusens und der Bergterrassen Westirans reihen sich die salzreichen und kalihaltigen Wüsten von Irak Adschmi, Kirman, Seïstan und Mekran aneinander, die sich vom Kaspischen See bis zum Indischen Ozean hinziehen. Jenseits des Indus schiebt sich die Wüste von Sind ein. Vom Kaspischen See bis jenseits des Hochgebirges Turkestans dehnen sich die Sandwüsten von West- und Ostturkestan, deren Fortsetzung dann von der teils sandigen, teils steinigen Wüste Gobi gebildet wird.

Von diesen ungastlichen Länderstrecken ist eine der unwirtlichsten die Libysche Wüste. Ihr Ostrand ist im wesentlichen bekannt, dagegen ist das Innere nur erst wenig durchforscht.

Die Libysche Wüste hat ungefähr dieselbe Größe wie das europäische Rußland. Im Norden lagert sich dem eigentlichen Wüstengebiet das in südeuropäischer

Vegetation prangende Hochland von Barka am Mittelländischen Meer vor. Die Westgrenze wird durch die über die Oase Kauar südwärts nach Bornu führende große Karawanenstraße gegeben. Im Süden schließt die Wüste ein Steppenstreifen ab, der den Übergang zu den wirtschaftlich wertvollen Sudanlandschaften Kordofan, Dar Fur, Wadai und Kanem darstellt, und im Osten umrahmt sie das Niltal.

Geologisch betrachtet, bietet sich die Libysche Wüste als eine treppenförmig ansteigende Kalksteintafel dar, die sich im Norden aus tertiären Nummulitenkalken, im Süden aus Schichten der oberen Kreideformation aufbaut. In der Hauptsache ist das Wüstenhochland von Osten nach Westen geneigt. Die ungefähre Mitte mit der Oasenlandschaft Kufra liegt in 300 bis 600 Meter Höhe. Zwischen 10 und 20 Grad östlicher Länge erstreckt sich fruchtbares, ausreichend bewässertes Gelände. Weiter im Osten ragt steil der Dschebel en Nari auf. Zwischen diesem und Kufra herrscht eine gänzlich vegetationslose Wüstenzone. Von Kufra nach Nordwesten zu fällt der Boden allmählich ab. Stellenweise senkt er sich sogar bis unter den Meeresspiegel hinab. So liegt die Oase Uttiah 20, die Oase Siwah 30 und die Oase Aradsch 70 Meter unter dem Meeresspiegel.

Wer zu wissenschaftlichen Zwecken oder, wie es neuerdings öfters vorkommt, als Vergnügungsreisender eine Kameltour in die Wüste unternehmen will, wendet sich am besten an den Konsularagenten des Ausgangsortes, der sich zur Beschaffung der Kamele und Begleitmannschaften mit einem Chabir, dem Karawanenführer, in Verbindung setzt. Dieser trägt für die gesamte Reise die Verantwortung. Für Zelte, Feldbetten, Decken, Nahrungsmittel und Kochvorrichtungen müssen die Reisenden selbst sorgen.

Am Tage des Aufbruchs werden die Kamele im ersten Morgengrauen mit den Wasserschläuchen, Futtersäcken, die Bohnen und Stroh enthalten, und Gepäckstücken unter dem lauten Geschrei der Treiber beladen. Ein Kamel kann im Durchschnitt eine Last von 160 Kilogramm tragen. Sind die Lasten auf die verschiedenen Kamele verteilt, was mehrere Stunden in Anspruch nimmt, so besteigen die Reisenden die Reitkamele. Bei einiger Gewandtheit kann man ein Kamel auch dann besteigen, wenn es aufrecht steht. Man erfaßt das vordere Ende des Sattelholzes, läßt sich an den Beinen in die Höhe heben und schwingt sich nun in den Sattel. Bequemer ist es immerhin, auf ein knieendes Kamel aufzusteigen. Das Tier wirft sich dazu auf die Knieschwielen der Vorderbeine, knickt die langen Hinterbeine ein und erhebt sich, nachdem der Reiter in dem Sattel sitzt, langsam wieder.

Mit dem Chabir an der Spitze, der das Leitkamel führt, während die übrigen untereinander durch lange Stricke verbunden sind, setzt sich nun die Karawane unter dem eintönigen Gesang der Treiber in Bewegung. Anfänglich empfindet ein jeder die schaukelnde Bewegung des Kamelschrittes, die durch das gleichzeitige Aufheben der beiden Beine derselben Seite hervorgerufen wird, höchst unbehaglich. Man glaubt, alle Augenblicke von der schwindelnden Höhe herabzustürzen, und faßt krampfhaft nach den hervorstehenden Hölzern des Sattels. Später gewinnt man so viel Sicherheit, daß man über die Hände frei verfügen kann. Durch die beständigen stoßweisen Erschütterungen wird indessen der Reiter ziemlich rasch ermüdet.

Nach längerer Ruhe beschleunigt zwar das Kamel seinen Schritt, und umgekehrt verlangsamt es ihn nach größeren Anstrengungen und bei starker Hitze, im all-

gemeinen schreitet es aber so gleichmäßig dahin, daß man nach den durchrittenen Stunden die Länge des zurückgelegten Weges berechnen kann. In 9 Stunden durchwandern nicht zu schwer bepackte Kamele 35 Kilometer.

Während am Vormittag bei der Karawane mun-



Das Besteigen der Kamele.

teres Leben herrscht, erliegt sie mit dem Nahen der Mittagsstunden mehr und mehr dem Einfluß der drückenden Hitze. Gesang und Geplauder verstummen, lautlos schleichen die braunen Treiber neben den Kamelen dahin, und zusammengesunken hocken die Reisenden in den Sätteln. Gegen Sonnenuntergang, kurz nach 5 Uhr, erreicht der tägliche Marsch sein Ende. Die Kamele werden abgeladen, die Zelte aufgeschlagen,

die Feldbetten hergerichtet und die Speisen über dem angebrannten trockenen Kamelmist zubereitet. Seitwärts kochen die Treiber sich Reis oder Linsen. Alsdann werden die Kamele mit kleinen Mengen von Bohnen und Stroh gefüttert. Wasser erhalten sie bloß alle 6 bis 8 Tage.

Der Boden des an Ägypten angrenzenden Wüstenteiles ist zumeist mit scharfkantigen Blöcken und Steinen, seltener mit Geröll und Feuersteinsplittern bedeckt. Vielfach trifft man auf Strecken, auf denen bombenähnliche Kalksteinkugeln massenhaft umherliegen, die einen Durchmesser von $1^1/_2$ bis 2 Metern besitzen. Die Araber nennen die seltsamen, oft geborstenen Gebilde nach ihrer Form Batieh (Melonen). Wenn der lockere Schutt fehlt und der Flugsand nicht die Hochebene überlagert, tritt der anstehende Fels unverhüllt zutage. Die mächtigen grauen, mitunter auch rosig und violett gefärbten Kalksteinplatten sind vom treibenden Flugsand glatt poliert, und ihre glasharte Oberfläche wirft die Sonnenstrahlen mit hellem Glanz zurück. Zuweilen ragen aus der Sanddecke auch massige Felsköpfe hervor, die die Winde mit Hilfe des anprallenden Flugsandes allmählich rund geschliffen haben.

Auf dem libyschen Kalksteinplateau zeigt sich ein Horizont von weiter Ausdehnung nur selten. Wohl gibt es hin und wieder Flächen, wo das Auge eine endlos erscheinende Fläche überschaut, aber überwiegend wird der Gesichtskreis durch terrassenförmige Stufen oder vereinzelte Hügel beschränkt. Doch erheben sich diese Terrassen gewöhnlich nicht unmittelbar aus der Ebene, sondern werden in der Regel von einem breiten Band von Inselbergen umsäumt.

Der treppenförmige Aufbau des Kalksteinplateaus bereitet dem Reisenden manche Enttäuschung. Aus

weiter Ferne erblickt man die langgestreckte Seitenansicht des Höhenzuges und hofft, wenn man ihn erstiegen hat, Berge und Täler überschauen zu können. Doch diese Hoffnung erfüllt sich nicht. Es breitet sich vielmehr eine steinige Fläche aus, die der eben durchquerten völlig gleicht. Vielleicht nach einem Tage-



Rundhöcker in der Libyschen Wüste.

marsch baut sich eine neue Reihe von Tafelbergen auf. Auf sie folgt ein neuer Steilrand, bis man endlich auf der Höhe der Hochfläche anlangt. Diese stellt sich teils als eine von Steinen übersäte Ebene dar, teils ist sie zu einem für eine Karawane schwierig passierbaren Felsengewirr, dem sogenannten Charaschef, zerklüftet. Der gelbe Wüstensand tritt hier ziemlich zurück. Nur ausnahmsweise ist er zu langgestreckten

Dünen angehäuft oder hat sich, vermischt mit abgerolltem Feuerstein und Chalzedonknollen, in den Einschnitten und Schluchten angesammelt.

Die Hochwüste entbehrt durchaus des Wassers.



Eine mit Flugsand angefüllte Schlucht.

Auf dem ganzen, etwa 450 Kilometer langen und 300 bis 380 Kilometer breiten Gebiet findet sich nicht die geringste Wasseransammlung vor. In der westlichen Wüstenhälfte breitet sich das endlose Sandmeer aus. Soweit das Auge reicht, erblickt man nur gelben

Flugsand, meist in parallelen, viele Kilometer langen Dünenzügen geordnet, deren Kämme sich oft mehr als 100 Meter über die Sandfläche erheben.

Südlich vom Hochland von Barka, 15 bis 20 Tagereisen vom Niltal entfernt, liegt die im Altertum berühmte Jupiter-Ammon-Oase, die heute den Namen Siwah oder Siuah führt. Man tritt die Reise nach ihr von Alexandria oder Kairo an. Der Weg von Kairo verläuft über Abu Roasch nach dem im Natrontal gelegenen Kloster des heiligen Makarius und von hier in westlicher Richtung nach der unbewohnten Niederung Moghara, die in 7 bis 8 Tagen erreicht wird. Über Bir Gharadik und Wadi Lethele gelangt die Karawane nach weiteren 7 Tagen zu der kleinen Oase Gara, die gegen 80 Bewohner zählt. Von hier bis Siwah sind noch drei Tagemärsche zurückzulegen.

Siwah ist ein kleines Paradies. Zwischen dunkelblauen Seespiegeln stehen üppige Palmenwälder und Fruchtgärten voll Orangen, Feigen und Oliven. Die Bevölkerung beträgt über 5000 Köpfe. Der Abstammung nach sind die Bewohner Berber. Doch verstehen die Männer außer ihrer Stammessprache auch das Arabische. Neben kleineren Ansiedlungen enthält die Oase zwei auf Felskegeln erbaute größere Dörfer, das eigentliche Siwah und Agermi. Von Resten des Altertums ist namentlich bemerkenswert der allerdings zumeist von Bauernhäusern eingenommene Tempel von Agermi, in dem die Orakelstätte des Jupiter Ammon vermutet werden darf.

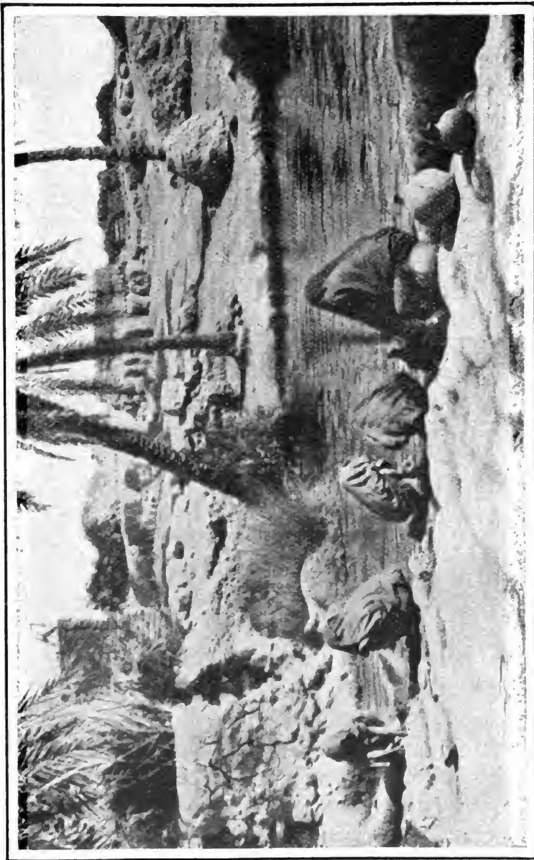
Südöstlich von Siwah beginnt mit der Oase Baharijeh oder Bahrieh eine Oasenreihe, die in einer ungefähren Entfernung von 150 Kilometern den Lauf des Nils begleitet. Diese Oasen, zu denen außer Baharijeh noch Farafrah, Dachel und Charga gehören,

sind durch größere Wüstenstrecken voneinander getrennt, deren Höhenrücken bis zu 540 Metern aufsteigen. Alle diese Oasen liegen in Einsenkungen, von denen aber nur ein verhältnismäßig kleiner Teil wirkliches Fruchtland ist. Die Fruchtbarkeit hängt von der



Eine durch eine Steinplatte geschützte Wasserstelle.

Wasserzufuhr ab. Das Wasser kommt von einer Sandsteinschicht her, die sich in einer Tiefe von 100 bis 170 Metern unter der Oberfläche hinzieht. Teils tritt es in Quellen zutage, teils wird es durch tiefe Brunnen erschlossen. Die Ergiebigkeit der Quellen ist sehr verschieden. Die meisten brechen reich sprudelnd hervor, manche sind indessen so schwach, daß sie vor der Aus-



Die Dorfquelle von Farafrah.

trocknung durch Steinplatten geschützt werden müssen. Die Karawanenführer kennen die am Wege gelegenen, spärlich verteilten Quellen und Wasserpfannen sehr

genau. Auch die schwächste Quelle wird deshalb sogleich benützt, um den Wasservorrat zu ergänzen.

Die Oase Baharijeh, die nördlichste in der erwähnten Reihe, kann man von Medinet el Fajum in etwa 5 Tagen erreichen. Sie ist 18 Kilometer lang und 9 Kilometer breit und zählt gegen 6700 Einwohner. Bedeutend kleiner ist Farafrah, das als Raststation für die Karawanen dient, die von Baharijeh nach Dachel ziehen. Die Oase Farafrah wird nur von 600 bis 700 Menschen bewohnt. Der Sandhügel, auf dem das Dorf steht, wird von einem kastellähnlichen Lehmgebäude mit winzigen Fensterluken und einem flachen, zinnenbekränzten Dach gekrönt, in dem früher die Bewohner bei einem räuberischen Überfall der Beduinen Zuflucht suchten. An das Kastell lehnen sich, terrassenförmig ansteigend, ärmliche viereckige Lehmhütten. Die Dorfquelle bildet einen kleinen Teich. Palmengärten und winzige Weizenfelder umgeben die Ortschaft.

Einen viel günstigeren Eindruck ruft die Oase Dachel hervor, die von Farafrah 115 Kilometer oder 5 Tagereisen entfernt ist. Sie ist die bevölkertste der ganzen Reihe und hat eine Bewohnerschaft von rund 18 000 Köpfen. Ihre Wohlhabenheit verdankt sie dem Wasserreichtum, da sie gegen vierzig mächtige Quellen besitzt. Sofort nach der Ankunft in Dachel werden die verdursteten Kamele getränkt. Die Hauptorte der Oase sind el-Kasr mit 3600, Gedida mit 2500, Balaat mit 2200 und Kalamum mit 2000 Einwohnern. Die Bewohnerschaft besteht vorwiegend aus Fellachen, bronzebraunen, gedrungenen Gestalten. Der Nahrungsunterhalt wird hauptsächlich aus den goldfarbigen Früchten der Dattelpalmen gewonnen, die vom August bis zum November geerntet werden. Die Palmenpflanzungen zerfallen in zahllose, sorgsam an-

gebaute und bewässerte Gärtchen, die durch mannshohe Lehmmauern voneinander getrennt sind. Daneben werden Ölbäume, Apfelsinen und Zitronenbäume angebaut. Wild wächst die graugrüne Tamariske.

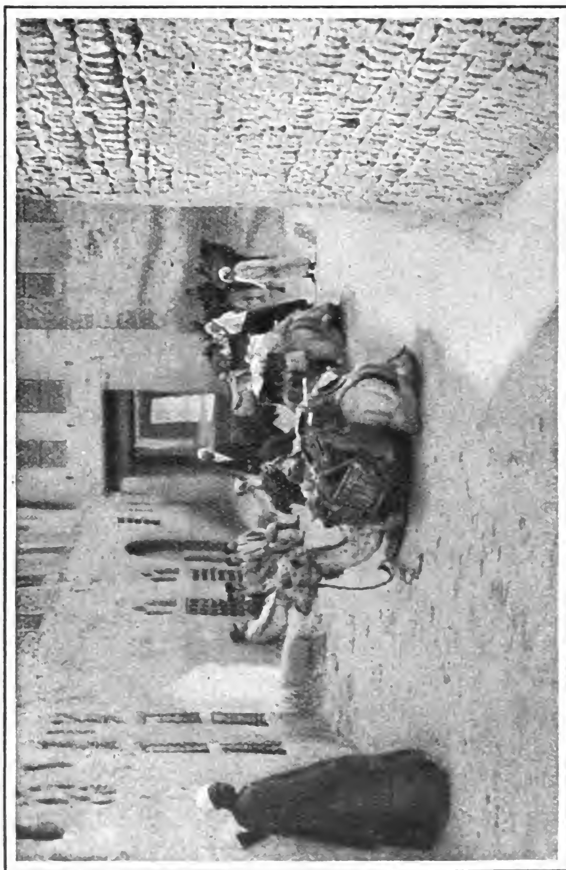
Auf winzigen Äckerchen gewinnt man ferner Weizen,



Tränkung der Kamele nach einem fünftägigen Durstmarsch.

Gerste, Reis und Negerhirse und für das Vieh Klee, der nach der Aberntung der Weizenfelder auf diesen ausgesät wird. An Vieh werden gehalten das braune ägyptische Rind, schwächliche Esel, Schafe und Ziegen, sowie Hühner.

Die Bevölkerung kommt den Reisenden freundlich



Begrüßung einer Karawane durch den Dorfscheich.

entgegen. Nach dem Eintreffen einer Karawane erfolgt eine wortreiche Begrüßung durch den Scheich der betreffenden Ortschaft, wobei er sich über den

Verlauf, das Ziel und den Zweck der Reise erkundigt und den Segen Allahs auf die Fremden herabruft. Auch wird ihnen bereitwillig Unterkunft in einem der Häuser eingeräumt, die zwar nur aus ungebrannten Ziegeln erbaut, aber sämtlich mehrstöckig sind.

Die südlichste in der Oasenreihe ist Charga. Sie darf sich des neuzeitlichen Vorzugs rühmen, durch eine 196 Kilometer lange Wüsteneisenbahn mit der Linie Kairo—Luksor verbunden zu sein. Charga zählt gegen 8300 Einwohner und besitzt eine Länge von 300 Kilometern und eine Breite von 30 bis 80 Kilometern. Die Oase war schon im Altertum sehr fruchtbar und stark besiedelt. Zeugnisse für ihre damalige Blüte sind die großen Ruinenstätten, wie die Trümmer der römischen Stadt Hibis, der von Darius I. dem Ammon erbaute Tempel von Hibis, der Tempel von Nadura aus dem 2. Jahrhundert nach Christus und die frühchristliche Nekropole, die mehrere hundert Ziegelgräber aufweist.

Man gewinnt in Charga von etwa 40 000 Palmen Datteln und baut im Winter Gerste und Weizen, im Sommer Baumwolle an. Neuerdings hat es eine Gesellschaft unternommen, durch Bohrung von artesischen Brunnen das Kulturland zu erweitern. Durch die Anlegung von vierzig Brunnen sind bereits 400 Hektar Wüstenland fruchtbar gemacht worden.



Krieg!

Novelle von Else Krafft

(Nachdruck verboten)

Zuerst hatte sie gelacht, als die Herren an der Abendtafel von Kriegsgefahr sprachen. In kleinen, behaglichen Schlücklein trank sie den roten, schweren Wein und zupfte sich das weiße Spitzenkleid über dem Brustausschnitt zurecht.

„Ach, Krieg! So ein unmodernes Wort, so ein märchenhafter Zustand! Daran glauben Sie ja selber nicht! Und was die Zeitungen bringen — leere Phantastereien sind's!“

Und der, dem zuliebe sie ihre Badekur von Tag zu Tag, von Woche zu Woche verlängert hatte, lachte mit und stieß an ihr erhobenes Glas mit seinem an. „So ist's recht, gnädige Frau, bange machen gilt nicht! Wir sind doch nicht um hundert Jahre zurück, daß wir gleich mit dem Säbel rasseln müssen, wenn sich die Diplomaten in den Haaren liegen.“

Aber die Stimmung an der langen Tafel war heute doch nicht wie sonst. Es wurde weniger gegessen, weniger getrunken und noch weniger gesprochen.

Darüber ärgerte sich Maria. Sie wollte sich die gute Stimmung nicht verderben lassen, die sie hier im wunderschönen Harz wie ein Rausch seliger Lebensfreude umfloß. Zu lange und zu schwer hatte sie sich diese Reise, diese Freiheit erkämpft; was ging es sie nun an, wenn die Menschen plötzlich die Köpfe hingen und sagten: „Es gibt Krieg.“

Nein, sie wollte sich die Stimmung nicht verderben lassen. —

„Aber, gnädige Frau, wo wollen Sie denn hin?“ fragte der Herr an ihrer Seite, der gleichzeitig mit ihr von der Tafel aufgestanden war. „Beinahe wären Sie in das Goldfischbassin gelaufen!“

Maria blickte auf. Wahrhaftig, sie war vom Wege ab auf den Rasen geschritten.

Ihr Begleiter, Herr v. Derhaens, der glutäugige Belgier, der seine Leidenschaft für die blonde deutsche Frau kaum noch zu beherrschen vermochte, ergriff ihren Arm. „Kommen Sie mit in den Wald, Teuerste. Sie haben mir's versprochen, wenn Ihr Mann heute wieder nicht schreibt. Sie haben mir's versprochen. Lassen Sie doch die Leute da draußen mobilisieren, soviel sie wollen! Kommen Sie!"

Sie sagte weder ja noch nein. Es war plötzlich alles wirr und dumpf in ihrem Kopf. Da drüben, vor dem kleinen Postamt, drängten sich die Menschen. Alles lief, fragte, schrie durcheinander. Verstörte Gesichter links und rechts.

Derhaens zupfte nervös an dem Schnurrbärtchen. „Aber, ich bitte Sie, gnädige Frau, die Leute sind toll! Kommen Sie doch!"

Ein kleiner Junge war ihr in den Weg gelaufen und prallte unsanft gegen sie an. „Krieg!" rief er. „Es gibt Krieg — hurra!"

Sie kamen näher an das kleine Postamt heran. Ein Telegramm war da angeheftet. Ein junger Mann las laut vor, daß Deutschland sich im Kriegszustand befinde, und daß der Kaiser die Mobilisierung der gesamten Streitmacht anbefohlen habe.

Über die Schulter des Lesenden hinweg starrte Frau Maria wie geistesabwesend auf das Papier.

Derhaens griff wieder nach ihrer Hand. „Was kümmert's uns? Denken Sie daran, was Sie mir versprochen haben, Maria!" flüsterte er ihr ins Ohr.

Sie riß ihre Hand mit einem Ruck los. Waren seine schwarzen, brennenden Augen schon immer so lauernd gewesen? Und der Mund, der bisher so süße

tönende Worte gesprochen, immer so sonderbar verzerrt?

Krieg — Krieg! Sie kam nicht los von dem einen Wort. Daheim ihr Mann, der seit fünf Tagen nicht mehr geschrieben hatte, von dem sie in Trotz gegangen war, um reisen zu können, sich zu ergötzen — der rüstete sich jetzt wohl auch auf des Kaisers Ruf. Er war Reserveoffizier, erst im Frühjahr war er acht Wochen bei seinem Regiment eingerückt, während sie bei der lebenslustigen Mutter in Berlin sich in das rauschende großstädtische Leben gestürzt, getanzt und geschäkert hatte. Als Gerd im Mai gebräunt und gekräftigt zurückkehrte, war sie nervös, müde, verdrießlich, sprach von einer Erholungsreise, von der er durchaus nichts wissen wollte nach der langen Trennung. Sie aber hatte es durchgesetzt. Sein Geld brauchte sie ja nicht dazu, und die Mutter hatte auch gemeint, daß sie mit ihrem Gelde machen könnte, was sie wollte. Ihr Mann, der trockene, ernste Jurist, hatte ja auch zwei Monate ohne sie vergnügt gelebt, hatte nach der langen Pause nun Arbeit genug in Berlin, da brauchte er sie ja gar nicht.

Sie hatte diese Reise durchgesetzt, hatte sie immer wieder verlängert, und auf seine Bitten, heimzukommen, nur spöttisch geantwortet. Alle ihre neuen Freundinnen hatten ihr gesagt: „Bleiben Sie nur, verwöhnen Sie Ihren Mann nicht. Wenn er Sie nach langer Pause wieder hat, ist er um so netter, da wird er schon lernen, galant und aufmerksam zu sein, wie sich's gehört!“

Nun aber war Krieg! Und Gerd hatte fünf Tage nicht geschrieben!

Die junge Frau war planlos ein paar Schritte weitergelaufen und in dem Gedränge von Derhaens

getrennt worden. Etwas Unfaßliches und Fremdes war plötzlich in ihr, das sie vorwärts trieb. Auf Umwegen, um keinen Bekannten zu treffen, lief sie in ihre Pension und auf ihr Zimmer.

Fort wollte sie, heute abend noch fort. Sie mußte zu Gerd, helfen sollte er ihr aus dieser Angst, dieser unerklärlichen Angst.

Sie packte — alles, wie es ihr in die Hände kam, warf sie in den Koffer. Dann klingelte sie dem Hausmädchen.

Das kam nicht, und als sie endlich selbst hinauslief auf den langen Korridor, merkte sie, daß auch die anderen Pensionsgäste packten.

Die Dame des Hauses stand händeringend an der Treppe und beschwor ihre Gäste, doch abzuwarten und zu bleiben. Man hörte kaum auf sie. Jeder verlangte heim.

Als sie zum Bahnhof kam, ging der fahrplanmäßige Zug nicht. Die kleine Bahnhofshalle war gedrängt voll Menschen, alles wollte fort. „Kriegszustand," sagten die Bahnbeamten achselzuckend. „Der Verkehr stockt an allen Ecken und Enden."

Frau Maria saß in einem Winkel des Wartesaals zwischen jammernden Müttern, weinenden Kindern und hoch aufgetürmtem Gepäck. Sie starrte mit angstvollem Blick durch die Fenster in den blauen Sommerhimmel. Eigentlich lernte sie heute zum ersten Male Sehnsucht kennen, Sehnsucht nach der Mutter, Sehnsucht nach den Brüdern, Sehnsucht nach Gerd, der so ruhig und stark alles zwingen konnte, was sich ihm in den Weg stellte.

Endlich fuhr der Zug in die Bahnhofshalle ein. Er war bereits so überfüllt, daß nur die vordersten Reihen der Menschen, die den Bahnsteig besetzt hielten,

mitkommen konnten. Mehr geschoben als durch eigene Kraft war sie in einen Wagen gelangt und stand in dichtem Gedränge vor einem der Fenster des Ganges.

Auf allen Bahnhöfen, die man durchfahren mußte, Kopf an Kopf die Menschen, überall langer Aufenthalt, schwüle Nachtluft, nirgends eine Erfrischung.

Frau Maria lehnte sich fest an die Holzwand, damit sie nicht umgestoßen wurde. Das Neue, Unfaßliche, was sie sah, mochte sie aufrecht erhalten. Sie begriff es gar nicht, daß sie so lange dursten und hungern konnte.

Ihre Gedanken wanderten dem Zuge voraus, öffneten schon die Tür, die zu ihres Mannes Arbeitszimmer führte. Er würde an seinem großen Schreibtisch sitzen, würde überrascht und erfreut aufspringen. Auch böse würde er nicht mehr auf sie sein — nein, Gerd würde nicht mehr böse sein, wenn sie nach dieser entsetzlichen Fahrt trostbedürftig zu ihm zurückkehrte. —

Erst am frühen Morgen des nächsten Tages fuhr der Zug in Berlin ein.

Todmüde, betäubt von dem Wirrwarr nahm sich Frau Maria ein Auto und fuhr durch die belebten Straßen dem stilleren Westen zu. Die Sehnsucht nach Gerds Ruhe, nach seiner Kraft, seinem Trost verstärkte sich von Minute zu Minute in ihr. Ach — sie war gar nicht nett zu ihm gewesen, immer hatte sie sich über ihn geärgert, daß er noch an ihr erziehen wollte, daß er ihr keine Schmeicheleien sagte wie die anderen, daß er überhaupt das schöne Leben so ernst und so schwer nahm. Nun aber würde sie netter zu ihm sein, ja — vielleicht war es auch noch nicht so schlimm mit diesem Kriegszustand, vielleicht brauchte er noch lange nicht mit. Man hatte doch genug Offiziere, und Gerd war doch auch nicht mehr der Jüngste mit seinen vierzig Jahren.

Jetzt hielt das Auto, der Hausmeister öffnete das Haustor und grüßte verdrossen.

Frau Maria sah nichts, lief in das Haus, ohne zu zahlen, ohne an ihr Handgepäck zu denken, das ihr der Hausmeister schon nachbringen würde.

Noch ehe sie vor ihrer Wohnung die Klingel zog, wurde geöffnet.

„Mein Gott, die gnädige Frau!" schrie das Zimmermädchen verstört, indem sie sich wie hilfesuchend nach der Köchin umsah, die im Korridor stand und genau denselben verdrossenen Zug im Gesicht hatte wie unten der Hauswart.

Maria war mit drei Schritten vor der Tür des Zimmers, in dem Gerd sonst um diese frühe Morgenstunde zu arbeiten pflegte.

„Der Herr Hauptmann ist schon fort," sagte das Zimmermädchen, ehe sie noch die Tür geöffnet hatte. „Gestern abend noch ganz spät ist er fortgefahren."

Maria begriff nicht, verstand nicht. Sie lief weiter in das Zimmer und hielt sich dann an einem Stuhle fest, der mitten im Wege stand.

Das große, schöne Zimmer war noch nicht aufgeräumt. Die beiden Mädchen waren offenbar eben erst aufgestanden und hatten noch nicht einmal gelüftet.

Ein Geruch wie von verbranntem Papier war in der Luft, auf allen Möbeln lagen und standen Gegenstände, die da sonst nicht hingehörten: Uniformstücke, die im Felde jetzt nicht gebraucht wurden, Mützen, Handschuhe, die silberne Schärpe mit der dicken, blitzenden Paradetroddel, Wäschestücke und Toilettengegenstände. Wie kam denn das alles hierher? Es konnte doch nicht möglich sein, daß Gerd wirklich schon fort war, fort in den Krieg gleich am ersten Tage?

Fassungslos sah die schöne Frau sich nach den beiden Mädchen um, die jetzt auch im Zimmer standen.

Das Zimmermädchen weinte. „Wir hatten ja alle Tage gedacht, gnädige Frau würden wiederkommen.... Ach Gott, so 'n Unglück, so 'n Unglück! Mein Bräutigam ist auch mit, und drüben der Anna ihrer auch! Der Herr hat Hals über Kopf gepackt, denn heute soll er sich schon bei seinem Regiment melden da unten am Rhein. Hat denn der Herr Hauptmann nicht telegraphiert an die gnädige Frau?"

„Nein," wollte Maria sagen, „er hat nicht telegraphiert." Aber sie bekam kein Wort heraus vor diesen neugierigen, beinahe anklagenden Blicken der beiden Mädchen.

Da sagte die Köchin trocken: „Er hat was aufgeschrieben für die gnädige Frau, der Herr Hauptmann. Da auf dem Schreibtisch liegt's — und wir sollten abwarten, bis die gnädige Frau käme. Wir haben auch schon gestern abend an die gnädige Frau Mutter telephoniert, daß sie herkommen möchte."

Maria trat langsam ein paar Schritte vor bis zum Fenster. Ja — da lag ein Brief auf dem Schreibtisch, der von Gerd an sie adressiert war.

„Gehen Sie," sagte sie heiser, als die Mädchen sich neugierig näher herandrängten, „gehen Sie und bringen Sie mir eine Tasse Kaffee. Ich habe noch nichts gegessen und getrunken seit gestern mittag."

Dann war sie allein. Ihre Finger zitterten, als sie nach dem Schreiben griff. Denn das, was jetzt, in dieser Stunde, in diesem durchwühlten Zimmer, in dem Gerd seine Sachen gepackt hatte, um in den Krieg zu ziehen, in ihrem Herzen vorging, das hatte sie noch niemals empfunden. Grauen, mit hilfloser Angst gemischt, Sehnsucht, Liebe, alte und neue Liebe

— sie wußte nicht, woher diese Gefühle plötzlich kamen. Sie wußte nur das eine: er war fort, ohne daß sie ihn noch einmal gesehen hatte, ohne daß sie ihm noch einmal sagen konnte: „Sei doch wieder gut, ich habe ja gar nicht gewußt, daß ich ein Unrecht tat. Erst die Not und Angst der letzten Stunden haben es mich gelehrt! Hilf mir doch, hilf mir doch!“

Jetzt hatte sie den Brief geöffnet und las:

„Liebe Maria! Es ist eine schwere Stunde, in der ich an Dich schreibe. Schwerer wie alle Not meines Herzens vorher, als ich immer noch geglaubt hatte, Du würdest mich verstehen lernen, Pflicht und Liebe über die Vergnügungssucht siegen lassen, die in Dir alle guten Triebe vernichten will. Maria, ich mache Dir keinen Vorwurf, vielleicht besinnst Du Dich doch noch in dieser kommenden schweren Zeit, die über uns alle hereinbrechen wird, auf Dein besseres Selbst, auf die schönen Stunden, die uns zusammengeführt, als Du noch an mich glaubtest und mir vertrautest.

Lebe wohl, Maria, der Kaiser ruft auch mich ins Feld. Ich konnte nicht warten, bis Du wieder da warst. Vielleicht wäre ich dann doch leichter aus unserem Heim gegangen — trotz alledem. Vielleicht wärest Du dann noch einmal gut zu mir gewesen, und wir hätten uns die Hand gegeben zum Abschied wie zwei Kameraden, die, durch Irrwege gegangen, in Not und Todesgefahr doch zusammenhalten. Denn Du bist doch noch mein Weib, bist das Einzige und Letzte, das mich an das Leben bindet, und dessen Glück ich beschützen soll vor den Feinden draußen und drinnen. Aber Du warst nicht da. Wir sehen uns vielleicht nie wieder. Ich mache Dir aber keinen Vorwurf, Maria; nur um das eine bitte ich Dich: besinne Dich auf Dein Bestes und sei und bleibe deutsch, das ist jetzt das

heiligste Wort, das wir kennen. ‚Deutsche Frauen, deutsche Treue' — das Lied singen sie gestern und heute, wohin ich höre. Auch Du wirst es hören, Maria, und wirst stark sein, stärker wie sonst, als Du von Not und Sorge noch nichts wußtest. Hätte ich Dich weniger geliebt, wäre mir wohl das alles nicht so furchtbar schwer geworden allein.

Lebe wohl, Maria, und gehe zu Deiner Mutter, in deren Haus Du ja beschützt wirst und Dich wohl fühlen kannst. Zwei Deiner Brüder müssen auch mit hinaus, und wenn Du nun nicht mehr so lachen kannst wie bisher, so sei wenigstens mutig und vergiß nicht, daß es Gebete gibt, daß ein Gott lebt über uns. Lebe wohl, Maria!"

Die junge Frau las und las — und las immer wieder. Auf dem breiten Schreibtischstuhl saß sie zusammengekauert und biß die Lippen aufeinander in Schmerz und Reue.

Gerd war fort, Gerd kam vielleicht nie wieder, ganz allein war er hier hinausgegangen aus seinem Zimmer, fort in den Krieg!

Keine Hand hatte in seiner gelegen zum Abschied. Mutter und Vater und Geschwister hatte er nicht mehr, und die Freunde — ach, die hatten wohl in diesen Tagen alle selber an sich und ihre Familien zu denken, die wußten es wohl kaum, daß Gerd so schnell, so unbarmherzig schnell fort mußte!

Wo war denn aller Trotz und alles Sichwehren vor ihm geblieben? Alle lieben Worte aus ersten, seligen Ehetagen wachten auf, nur das Gute, das er ihr gegeben, war da, blieb und verstärkte sich von Minute zu Minute, ihre eigenen Fehler aber, ihr kindischer Unverstand wuchsen und wurden zur Sünde.

Nein, das ging ja gar nicht, daß Gerd nicht mehr dasein sollte, vielleicht nie wiederkommen!

Die junge Frau sprang auf und lief aus dem Zimmer.

Das Mädchen, das im Speisezimmer den Frühstückstisch in aller Hast aufdeckte, wußte nicht viel zu antworten auf alle Fragen Marias. Nur, daß der Herr sich alles mögliche für den Krieg eingekauft habe und sehr aufgeregt beim Einpacken gewesen sei. Eine Adresse habe er nicht hinterlassen. Mit dem Notar habe er telephonisch gesprochen, und noch ein paar Herren seien auf kurze Zeit zum Besuch am Sonntag dagewesen.

Maria trank und aß mechanisch. Sie war so müde und erschöpft, daß sie nicht aus noch ein wußte. Aber nur nicht umfallen, nur nicht krank werden jetzt. Zu Großes, zu vieles ging in ihr vor, wozu sie ihre ganze Willensstärke nötig hatte.

Mit Aufgebot ihrer letzten Kraft schleppte sie sich in ihr Schlafzimmer und legte sich in den Kleidern auf das Bett.

„Gerd," stöhnte sie, „wo bist du? Ich verlange nach dir, hör mich doch! Ich will alles gutmachen, ehe du da draußen vor dem Feinde kämpfst!"

Er hörte nicht, er war nicht mehr da.

Aufschluchzend vor Angst und Reue schlief Maria endlich ein.

Als sie erwachte, stand jemand vor ihrem Bett und rüttelte an ihrer Schulter.

„So wach doch endlich auf, Maria! Schlafen, wie kann man an Schlaf denken in so einer Zeit! — Maria!"

Die junge Frau öffnete weit die Augen und sah in das gerötete und verweinte Gesicht der Mutter. Ja — war das wirklich die Mutter, die sonst so sorg-

fältig frisierte, elegante Frau, die immer lachte, immer stark war in dem Reichtum ihres Lebens?

Die Haare wirr, der Hut schief auf dem Kopf, keine Handschuhe, kein Spitzenjabot und kein Schmuck wie sonst?

„Dein Mann ist fort. Ja, das hast du nun auszubaden! Ich kann nichts dafür, wenn du so lange fortbleibst. Und Hans ist auch heute morgen mit seinem Regiment nach der Grenze — denke doch bloß, wie schnell, wie unerwartet das alles kam. Und nun — morgen soll Heino mit. Ich kann das nicht, ich will das nicht — ich kann doch nicht beide Jungen so ohne weiteres hingeben!“

Maria antwortete nicht. Sie richtete sich auf von ihrem zerwühlten Bett und starrte in das veränderte Gesicht der Mutter, die weiter auf sie einredete.

„Ich konnte gestern nicht mehr kommen, als deine Mädchen mir telephonierten, und heute habe ich auch nicht viel Zeit, weil Heino fort muß. Er holt mich von hier ab. Steh doch bloß auf, Maria! Was hast du denn, was machst du denn für ein Gesicht? — Laß das doch! Gerd war ja sehr ruhig, als er sich bei uns verabschiedete, bei dem ist ja alles Vernunft und Zurückhaltung. Na, das weißt du ja am besten! Und daß du ihn nicht mehr gesehen hast vorher — mein Gott, das wird vielen Frauen so gehen, die verreist waren! Denke bloß, ich kriege auch kein Geld. Ich war eben auf der Bank bei Brömer, der hatte geschlossen. Was soll denn nun werden — alles geht ja drunter und drüber — und du, du liegst hier und sagst kein Wort, während ich vor Aufregung vergehe!“

Die junge Frau war langsam aufgestanden und stand jetzt in ihrem zerdrückten Reisekleid vor der

Mutter, als wüßte sie gar nicht, was die eigentlich wollte und eben zu ihr gesagt hatte.

„Weiß Heino vielleicht, wo Gerd jetzt sein kann? Ich meine, er muß doch erst zu seinem Regiment. Ich werde telegraphieren —“

Die Mutter schlug die Hände zusammen. „Telegraphieren? Was denn? Daß du wieder da bist? Na, das wird sich dein Mann wohl denken können, denn er sagte zu mir, ich solle dich nur ja gleich zu uns holen, wenn du kämest, damit du nicht allein in der großen Wohnung bliebest. Die Mädchen kannst du ja entlassen, denn die will ich nicht auch noch durchfüttern in so einer schrecklichen Zeit! — Aber telegraphieren? Es wird ja gar kein Privattelegramm befördert heute! Ich habe an Onkel Karl eine Depesche schicken wollen, daß er mir raten soll, daß er kommen soll — sie ist nicht angenommen worden auf der Post. — Himmel, da klingelt's! Das ist Heino — nein, ich lasse den Jungen nicht auch noch fort! Er muß sich krank melden — er muß!“

Sie lief aus dem Zimmer.

Maria sah ihr nach, als ob da eine ganz Fremde durch die Tür ging. Was war denn mit einem Male geschehen, daß sie so ganz anders dachte und fühlte wie die Mutter? War daran nur ihr eigenes, belastetes Gewissen schuld, oder der Brief von Gerd, der gute, herzenswarme Brief, in dem er sie bat, sich jetzt auf das Beste zu besinnen, was in ihr war? „Deutsche Frauen, deutsche Treue“ — ja, die ganze Nacht hatte sie es singen hören unterwegs. In den Dörfern, in den Städten, die der Zug durchfuhr, aus den Eisenbahnfenstern, an denen sich die einberufenen Krieger Kopf an Kopf drängten — überall sangen und jubelten sie es hinaus: „Deutschland, Deutschland über alles — über alles in der Welt!“

Die Gestalt der jungen Frau straffte sich jäh. Sie hatte die Stimme des Lieblingsbruders gehört. Er lachte — wahrhaftig, er lachte und sprach so laut und froh wie sonst. „Heino!“ schrie sie wie erlöst auf.

Dann war sie im Korridor und lag dem Bruder am Herzen und weinte.

Er blieb ganz still stehen. Nur über das helle Haar strich er ihr hin, leise, gar nicht, als sei er der Jüngere und Kleinste.

„Na, na — Miezel, das kenne ich ja noch gar nicht an dir! Tränen? Daß Mama völlig aus dem Häuschen ist, konnte ich mir ja denken, denn die packte mich am liebsten in Watte und stellte mich während des ganzen Krieges in einen Glasschrank! Aber du — nee, Miezel, das steht dir gar nicht! Nun hast du wohl doch Angst um deinen Mann gekriegt, den du — nimm's mir nicht übel — eigentlich schauderhaft behandelt hast in der letzten Zeit! Er tat mir leid, als ich ihn das letzte Mal sah — wahrhaftig. Bisher hat man ja nie Augen für so was gehabt in dem tollen Leben hier in Berlin; aber diese ganze letzte Woche — ich glaube, dein kleiner Bruder hat auch so einen Ruck bekommen, der sehr heilsam war!“

Maria hatte die Arme, die sie um den Bruder gelegt, sinken lassen und vergaß die Tränen. Stumm sahen sich die Geschwister an, Hand in Hand.

„Wie der Junge redet!“ klagte die Mutter weinerlich. „Es ist ja gerade, als ob du dich freutest, Heino!“

„Ich freue mich ja auch, Mama,“ rief der junge Mensch. „Sieh doch bloß, hör doch bloß, wie alles eins ist plötzlich, wie alles darauf brennt, Opfer zu bringen fürs Vaterland. Da müssen die Mütter auch —“

„Ja, ich bin nun einmal nicht stark, ihr kennt doch meine Nerven! Und die Maria sagt auch so gut wie

gar nichts, die kennt man überhaupt nicht wieder. Da kommt man nun her und denkt an der Tochter eine Stütze zu haben — nein, is nich! — Kommst du denn nun mit? Heino fährt bald fort, und du willst doch sicher auch noch mit zur Bahn!"

„Ja," sagte die junge Frau, „das will ich. Du fährst nur zu deinem Regiment — nicht wahr, Heino? Ich aber will über Köln — nein, ich glaube, über Frankfurt ist Gerd damals gefahren zu seiner letzten Übung. — Weißt du's denn nicht, Heino, wie ich jetzt am schnellsten zu Gerd komme?"

Der Bruder schüttelte den Kopf. „Das ist Torheit, Maria, was du da sagst und willst. Erstens kämst du kaum fort, da die Züge entweder gar nicht fahren oder nur Militär befördern, und dann — was willst du denn jetzt bei deinem Manne? Der ist doch sicher sofort zur Grenze mit seiner Kompanie, jedenfalls ist er irgendwo, wo du gar nicht zugelassen wirst. Nee, nee, Schwesterlein, sei froh, daß du jetzt hier in unserem sicheren Berlin bei der Mutter sitzt; da draußen ist das jetzt kein Aufenthalt mehr für Frauen. Wie kommst du bloß auf solche Idee?"

„Ja, wie kommst du darauf?" rief auch die Mutter. „Seid ihr denn alle von Sinnen, daß ihr von mir fortwollt, mich ganz allein lassen? Sonst hast du doch auch nicht viel nach deinem Manne gefragt, da brauchst du ihm doch jetzt nicht nachzulaufen!"

Maria hatte die Hände über beide Augen gelegt, als sähe sie ein Bild, das sie ungestört betrachten müsse. „Ja, sonst, Mama! Sonst war man ja auch blind und taub in unserer sorglosen Zeit. Selbst Heino gibt das zu! Nun, wo alles in und um uns in Aufruhr kommt, wo man Dinge sieht und erlebt, die man niemals vorher empfunden — ach, laßt mich doch, ihr

wißt es ja selber am besten, wie schlecht ich war und wie verblendet! Und wenn ich daran denke, daß Gerd, der doch immer Geduld und Liebe für mich gehabt, daß Gerd da draußen vor dem Feinde sterben, nie wiederkommen sollte, ohne daß ich noch einmal ihm die Hand gedrückt — nein, das dürfte nicht sein, wenn ich mich nicht ganz verlieren soll in allem. Verstehe das doch!"

Aber die Mutter verstand nicht.

Heino nahm dafür plötzlich die Schwester noch einmal in die Arme und küßte sie. „Es ist eigentlich das erste Mal, daß ich dir was abbitten möchte, Miezel," sagte er leise. „Tu, was du mußt, Maria, aber helfen kann ich dir leider nicht dabei. Lebe wohl und ruhe dich erst noch einmal ordentlich aus. Deutschland braucht jetzt starke Frauen. — Komm jetzt, Mama, und jammere nicht!"

Er zog die Mutter mit sich aus dem Zimmer.

* * *

Drei Tage und drei Nächte war Maria unterwegs, ohne ihren Mann zu finden. Sie hatte viel Geld mitgenommen, das sie mit vollen Händen ausgab, um schneller vorwärts zu kommen. Die lange Eisenbahnfahrt bis an den Rhein war nicht das Schlimmste gewesen. Mit fliehenden Familien, mit weinenden Kindern, mit singenden, jubelnden Reservisten war sie durch Tag und Nacht gefahren — links und rechts am Bahndamm Menschen, immer wieder winkende und hurra rufende Menschen. Diese Begeisterung riß alles mit sich fort, das schwer und quälend in der jungen Frau hochkommen wollte.

In Mannheim blieb sie im Hotel und versuchte

an ihren Mann zu telegraphieren mit Rückantwort. Sie bekam keine.

So fuhr sie denn weiter durch das badische Land, kam spät abends in der kleinen Garnisonstadt, die urplötzlich einem Kriegslager glich, an und versuchte vergebens eine Unterkunft für die Nacht zu finden. Die Gasthöfe, die Privathäuser waren überfüllt. Niemand gab ihr Auskunft, jeder schüttelte auf ihre angstvollen Fragen den Kopf.

Zum ersten Male kam ein großes Verzagtsein über die müde Frau. Was sollte werden, wenn sie nie ans Ziel kam, immer nur so weitergeschoben wurde mit dem Strom der vielen Menschen?

Maria saß vor der Tasse Kaffee, die sie sich in der kleinen Konditorei, die sie in einer der engen Straßen gefunden, bestellt hatte, und starrte auf die schmutziggelbe Gardine des kleinen Gastzimmerchens, das neben dem Laden lag. Schon ein paarmal war die alte Frau, die ihr den Kaffee gebracht hatte, durch die Tür gekommen und hatte erstaunt auf die fremde, elegante Dame geblickt, die immer noch keine Anstalten machte, fortzugehen.

Maria griff nach ihrer Handtasche und erhob sich von ihrem Stuhl. Die Füße waren ihr schwer wie Blei, vor ihren Augen tanzte und flimmerte die altmodische Lampe, die über ihrem Haupte ein trübes, gelbes Licht auf den engen Raum legte — ja, war sie das eigentlich noch selber, die hier fern von aller Zuflucht und Hilfe in der Welt herumirrte?

„Gerd,“ dachte sie, „hilf mir doch!“ Er mußte doch noch irgendwo sein, und sie wollte, wollte ihn finden — alles und alles in ihrem Herzen verlangte nach ihm.

Sie nahm ihre Kraft zusammen, um noch einmal

zu überlegen, wo sie in dieser Nacht bleiben sollte. Durch die eng zusammengeschobenen Stühle ging sie zur Tür — da, plötzlich ein Klirren von Tassen, das Poltern eines umfallenden Stuhles, und die junge Frau lag ohnmächtig am Boden, ehe sie die Tür erreicht. — —

Als sie wieder zu sich kam, war es Nacht. Sie lag auf einem fremden, buntgewürfelten Bett in einer Kammer, vor ihr die alte Frau aus der Konditorei und eine jüngere in Nachtjacke und Unterrock, die sich beide über sie beugten und Eiskompressen auf ihre Stirne legten.

„Na, endlich!" sagte die alte Frau aufatmend, als Maria mit großen Augen um sich blickte und sich aufzurichten versuchte. „Aber bleiben Sie nur ruhig liegen, in Nacht und Nebel können Sie nicht hinauslaufen, junge Frau! Wo wohnen Sie denn?"

Maria besann sich und griff nach der Hand der alten Frau. „Ich wohne nicht hier. Ich bin drei Tage von Berlin bis hierher unterwegs, um meinen Mann zu suchen. Ich bekam kein Zimmer, ich wußte nicht, wohin ich sollte, und —"

„Nur nicht gleich weinen!" tröstete die Jüngere. indem sie ihr den Eisumschlag auf der Stirn erneuerte, „Bis morgen können Sie ruhig liegen bleiben und schlafen. Ist's Ihnen denn wieder besser?"

„Ja," hauchte Maria, indem sie wieder in die Kissen zurücksank. „Ich danke Ihnen —"

Sie fühlte nicht, daß es ein sehr hartes und ungewohntes Lager war, auf dem sie lag, sie sah nicht die grauweiße Kalkwand, die niedrige Decke, das kleine Fenster mit der zerrissenen Scheibengardine — nichts bemerkte sie, die verwöhnte, so sehr vom Glück verwöhnte Frau. Wie durch einen Nebel sah sie bei der

dürftigen Kerze nur die zwei ihr gutmütig zunickenden Frauengesichter, dann hörte sie das Zuschlagen einer Tür — das Licht war fort, tiefe Dunkelheit ringsum und Stille. Nur ganz von fernher ein dumpfes Brausen.

In diesem Brausen schlief Maria ein. —

Als sie aufwachte, lag Sonne über ihrem Bett. Ein süßlicher Geruch von frischem Backwerk war das erste, das sie empfand. Sie fühlte sich kräftiger nach dem langen Schlaf und zuversichtlicher. Es ging zwar wie ein Schauer der Abwehr über ihren Körper, als sie ringsum die Dürftigkeit der Kammer sah, in die man sie gebettet hatte, aber die Leute hatten gewiß kein anderes freies Plätzchen. Auf dem Schemel neben dem Bett lag ihr Kleid, das man ihr während der Ohnmacht ausgezogen. Hastig streifte sie das nun über, wusch sich Gesicht und Hände in der Schüssel voll Wasser, die auf dem Fußboden stand, und klinkte die Tür auf.

Ein Kind sprang ihr entgegen, Hunde bellten auf dem Hof, allerlei fremde, neugierige Gesichter tauchten vor ihr auf.

Erschrocken blieb Maria stehen und suchte von dem engen Hof einen zweiten Eingang in das Haus zurück. Das Kind lief ihr voran, bis sie wieder in dem kleinen Konditorladen stand, in dem sie gestern Zuflucht gesucht.

„Guten Morgen!“ sagte sie leise, als die alte Frau vor ihr stand.

Die lächelte heute schon ganz vertraulich. „Na, jetzt haben Sie wenigstens ordentlich geschlafen! Nun müssen Sie noch bei uns frühstücken. Heute morgen sind unsere Truppen ausgezogen. Haben Sie die Musik gehört? Wenn's nun bloß gut geht mit uns,

wenn's bloß gut geht! Die Franzosen sollen schon über die Grenze gekommen sein. — Warten Sie, ich bring' Ihnen den Kaffee, da werden Sie wieder munter und stark — was?"

Stark? Ja, eben hatte Maria noch gedacht, sie sei es. Nun aber, da die Frau ihr erzählt hatte, daß die Truppen heute morgen ausgezogen seien, unter denen vielleicht auch Gerd war, nun mußte sie sich doch tüchtig zusammenhalten, um nicht wieder umzufallen. Sie blieb regungslos auf dem Stuhle sitzen, den ihr das kleine Mädchen, das ihr nicht von der Seite wich, hingeschoben hatte, und starrte in die blauen Kinderaugen.

Wenn sie so ein Kind hätte — ja, es wäre doch wohl anders gekommen in ihrer sechsjährigen Ehe! Das Kind hätte sie andere Gefühle, andere Pflichten gelehrt, das Kind wäre auch jetzt der Halt gewesen, den sie so nötig hatte. Es wäre wohl auch mit ihrem Leichtsinn nicht so weit gekommen und mit ihrer Vergnügungssucht.

Maria streckte plötzlich die Hand aus und zog das kleine, blonde Mädchen dicht zu sich heran.

Wie gut das tat, so eine kleine Hand zu fühlen!

Als die alte Frau mit dem Frühstück kam, saß ihr Enkelkind auf dem Schoß der Fremden und hielt der Großmutter freudig erregt ein Zwanzigmarkstück hin, das es geschenkt bekommen hatte. „Großmutter — Gold!" jauchzte das kleine Mädchen.

Da hob sich der graue Kopf entschlossen. „So, Gretel, jetzt bringst du das dem Bürgermeister für die armen Frauen und Kinder, die jetzt nichts zu essen haben. Wir haben ja noch lange zu essen!"

Befriedigt stellte die alte Frau das Brett mit dem

Frühstück vor ihren Gast, während das kleine Mädchen strahlend davonlief.

* * *

Eine Stunde später stand Maria in dem Regimentsbureau und bat um Auskunft über ihren Mann.

Der Offizier, zu dem man sie geführt, zuckte die Achseln. „Ich bin nicht befugt, darüber Auskunft zu geben. Das Regiment ist jedenfalls heute morgen abmarschiert, nachdem sich die einzelnen Kompanien der Landwehr zusammengefunden hatten. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, gnädige Frau, so geben Sie die Absicht, Ihren Gatten zu suchen, ruhig auf und denken an Ihre persönliche Sicherheit. Wenn alle Frauen ihren einberufenen Männern nachreisen wollten, würde das eine nette Kriegführung geben!“

Maria wischte sich die Tränen fort. „Ich — ich habe ihn seit sieben Wochen nicht mehr gesehen. Es kam alles so unerwartet — helfen Sie mir doch!“

Der Offizier lächelte. „Wenn ich es könnte — gerne, gnädige Frau! Aber ich kann Ihnen nur raten, fahren Sie nach Hause zurück. Regiment und Kompanie werde ich Ihnen gerne aufschreiben, damit Sie sehen, daß ich Ihnen helfe, soweit es in meiner Macht steht.“

Maria nickte. „Gleich weißt du,“ dachte sie, „wohin du ihm nachfahren kannst.“

Dann hielt sie eine Karte in der Hand, die ihr der Offizier, der sie bis zur Treppe begleitete, gab.

Aber was war denn das? Da stand wohl Armeekorps, Division, Regiment und Kompanie angegeben, aber der Ort fehlte, wo sie Gerd hätte suchen können.

Eine ganze Weile stand sie ratlos mitten auf der

Straße, dann lief sie weiter, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Durch enge Gassen lief sie, durch sich ansammelnde Menschen, über einsame, mit Gras bewachsene Plätze.

Endlich blieb sie stehen und sah sich verstört um. Dicht vor ihr war eine offene Tür, hinter der Licht schimmerte, in einer kühlen, dunklen Halle.

Eine Kirche.

Wie magnetisch angezogen ging die junge Frau hinein.

Beten! Hatte sie in diesen Tagen der Not schon ans Beten gedacht? Wann war es wohl das letzte Mal gewesen, daß sie gebetet hatte?

Maria wußte es nicht mehr. Ihr lachendes, sorgloses Leben hatte für ernste Frömmigkeit keinen Raum gehabt.

In der kleinen Kapelle knieten schon andere, und plötzlich kniete Maria auch. Sie hatte die Hände gefaltet, die Handtasche neben sich gestellt und wußte nichts weiter zu sagen als: „Hilf mir doch, lieber Gott, hilf mir doch! Ich war schlecht und pflichtlos bisher, aber ich will es gutmachen, alles — alles, um den Frieden Gerds und um meinen Frieden —“

Neben Maria kniete eine alte Dame im Witwenschleier. Als die sich aus ihrer gebückten Stellung, in der sie lange verharrt, erheben wollte, wankte sie und wäre gefallen, wenn Maria nicht zugegriffen hätte.

Einen Augenblick lehnte sich die Fremde gegen die hilfreiche Schulter. „Wenn Sie mich bis hinaus begleiten möchten — da steht mein Auto!“ bat sie flüsternd.

Maria hielt die zitternde Hand fester und schritt langsam und viel ruhiger dem Ausgang zu.

Die alte Dame neben ihr sah ihr erstaunt in das heiße, verweinte Gesicht, auf das zerknitterte kostbare Kleid und die Handreisetasche. „Sie sind wohl auch unterwegs und haben sich Kraft im Gebet gesucht? Ich bin auf der Fahrt zu meinem Jungen, der heute morgen ausmarschiert ist, und den ich nicht mehr sehen konnte. Sie sind ins Elsaß hinein, in der Richtung nach Mülhausen. Mein Auto holt sie schon noch ein."

Maria hielt plötzlich den Arm, der sich auf sie stützte, noch fester. Eine jähe Hoffnung beseelte sie. „Ich suche meinen Mann," stieß sie hervor. „Ich bin seit fünf Tagen unterwegs, um ihn zu finden. Er steht auch bei dem hiesigen Regiment."

Die alte Dame stand jetzt vor dem großen, bestaubten Auto. „Das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, meine liebe, kleine Frau. Ich nehme Sie natürlich mit, wenn Sie wollen. Da sehen Sie schon, wie unsere Gebete helfen!"

Maria starrte in das lächelnde Gesicht der alten Dame, das eben noch so schwach und müde ausgesehen, und schluchzte laut auf. Unbeschreibliches ging in ihrer Seele vor. Träumte sie das alles? Ihr Knien vor dem Altar, das Finden dieser Retterin aus ihrer großen Einsamkeit und Not — wie war das alles unfaßlich und wunderbar!

Nun saß sie im Auto, der Wagen fuhr hinaus über Landstraßen, durch Dörfer — weiter, immer weiter.

Die alte Dame hatte die Hand der jungen Frau in der ihren, als wäre das ein Halt in diesen bangen Stunden. Nur wenige Worte sprach man miteinander — es war zuviel links und rechts am Wege zu sehen und zu hören.

Man sang, man jubelte. Hochaufgetürmte Erntewagen wurden von Studenten und Kindern unter

Dach und Fach gebracht — überall freudige Hilfe von allen Seiten. Und überall da, wo Militär lagerte, hielt der Wagen. Man fragte nach dem Regiment und wurde immer weiter vorgeschickt. Es wurde Abend, die Sonne sank tiefer und tiefer, man kam nicht ans Ziel. Immer beschwerlicher wurde die Weiterfahrt, die Unterbrechungen und Verhöre immer zahlreicher.

Endlich hörten sie von einem Offizier, daß das Regiment, das sie suchten, ganz in der Nähe, am Waldesrande, Biwak bezogen habe. „Dort hinter dem nächsten Dorf," sagte der liebenswürdige Herr.

Sie stiegen aus. Die alte Dame befahl dem Chauffeur, mit seinem Wagen hier zu warten, bis sie wiederkommen würden, nahm Marias Arm, und so gingen sie zu Fuß die Landstraße weiter, dem Rauschen, dem Lärmen und dem Rauch des nächsten Dorfes entgegen.

Bald erreichten sie die ersten kleinen Häuser. Alles lief nach dem Walde zu, wo auf einer weiten Wiese Soldaten lagerten.

Und auf einmal ließ Maria den Arm der alten Dame los und zeigte auf die Nummer, die ein vorübergehender Soldat auf dem graubezogenen Helme trug.

„Sie sind's!" jauchzte sie. „Wir haben sie gefunden — ach, wie soll ich Ihnen jemals diesen Tag vergessen!"

Und ganz und gar von ihren Gefühlen überwältigt, beugte sie sich auf die Hand der alten Frau und küßte sie unter Tränen, in die ein Lachen kam, ein Lachen innerster Befreiung.

Dann fragte sie den Mann nach ihrem Gatten. Die Herren Offiziere lägen im Dorf, berichtete der

Soldat. Er wisse das Quartier des Herrn Hauptmanns und werde es gerne zeigen.

Maria ging wie im Traum vorwärts. Gesang, Musik, Hurrarufen tönten an ihr Ohr, ein letzter, blaßroter Sonnenstreifen vergoldete die roten Giebel der freundlichen, grünumbuschten Häuser.

Jetzt durch ein Stück Garten mit schwerbeladenen Obstbäumen. Eine knarrende Tür öffnete sich, nun noch eine, und sie stand in einem mit weißem Sand bestreuten Vorraum, in dem ein Soldat am Boden kniete und Uniformstücke säuberte. Neben ihm ein rotwangiges, kicherndes Bauernmädchen, das ihm behilflich war.

* * *

Gerd lag auf dem buntgeblümten Sofa und hielt die Hände fest um die schmerzende Stirn gespannt. Er war freudig dem Rufe seines Kaisers gefolgt, wenn nur die Schwere seines Herzens nicht gewesen wäre, das Leid seiner Seele um jene Frau, die er liebte, und die an seiner Seite gefehlt hatte, als er in den Kampf fürs Vaterland geeilt. Alle anderen hatten Mütter, Frauen, Schwestern oder Kinder, die ihnen ein „Behüt dich Gott!“ zum Abschied zugerufen hatten, die gefleht hatten: „Komm wieder!“ Er allein hatte niemand gehabt, der ihm die Hand gedrückt!

Es klopfte.

Gerd hob den Kopf aus tiefen Gedanken und rief: „Herein!“

Da öffnete sich die Tür leise und schloß sich wieder.

„Gerd,“ sagte eine flüsternde Stimme und nun noch einmal lauter: „Gerd — lieber Gerd!“

Er fuhr auf. Träumte er? War es Wahnsinn? Diese Stimme, diesen Namen jetzt hier!

„Gerd!“ rief da die Stimme zum dritten Male. Und ehe der fassungslose Mann wußte, was ihm geschah, lag Maria auf den Knien vor dem Sofa und drückte weinend und lachend den Kopf in seine ausgestreckten Hände.

Er sah in ihr verwandeltes, in Glück und Liebe glühendes Antlitz, fühlte ihr Suchen und Anklammern und zog sie stark und jauchzend zu sich empor, bis ihr Mund auf seinem lag, fest und süß wie nie zuvor.



Die Kleinodien des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation

Von W. Helmuth

Mit 10 Bildern (Nachdruck verboten)

In einer Zeit, in der alle waffenfähigen Söhne deutschen Stammes freudig kämpfen und sterben für das, was man mit wenig Worten die höchsten Güter der Nation nennt, mag man wohl auch einmal etwas von des alten Deutschen Reiches Kleinodien hören, die uns, wenn auch in gewandeltem Sinn, zu Symbolen, zu Wahrzeichen des hohen Gedankens an ein einiges, großes deutsches Kaiserreich geworden sind.

Im ganzen deutschen Vaterlande ist wohl keiner, dem bei der Erwähnung der deutschen Kaiserkrone ihre äußere Erscheinung nicht greifbar deutlich vor Augen stände. Doch nur die wenigsten mögen wissen, daß sich das altehrwürdige, kostbare Original all dieser Abbildungen in der Schatzkammer der Wiener Hofburg befindet.

Nicht von alters her. Denn im Jahre 1424 wurden die Krönungsinsignien des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation der alten Reichsstadt Nürnberg „zur ewigen Aufbewahrung" übergeben. Aber die „Ewigkeit" menschlicher Gesetze und Bestimmungen ist schon sehr lang, wenn sie ein paar Jahrhunderte überdauert, und sie endete diesmal mit dem Jahre 1796, in dem die Überführung nach Wien erfolgte. Dem deutschen Reichstage lag vor Ausbruch des Krieges, der uns zu Schutz und Trutz an die Seite unseres treuen österreichischen Bundesgenossen stellte, ein Antrag vor, die Übergabe der Kleinodien an das neue Deutsche Reich zu erstreben. In die Gestalt einer Forderung hätten sich diese Bestrebungen natürlich niemals kleiden können; aber es würde gewiß in allen Gauen des deutschen Vaterlandes als ein schönes Symbol unerschütterlicher

Freundschaft empfunden werden, wenn eines Tages die Krone des alten Reiches ihren Platz in der Hauptstadt des neuen erhielte. Denn sie ist uns teuer und



Die Kaiserkrone.

heilig als eine Zeugin gewaltiger geschichtlicher Ereignisse, wenn sie auch ihrem Ursprung nach zu ganz anderem bestimmt war als zu einem machtvollen Symbol des heutigen deutschen Kaisertums.



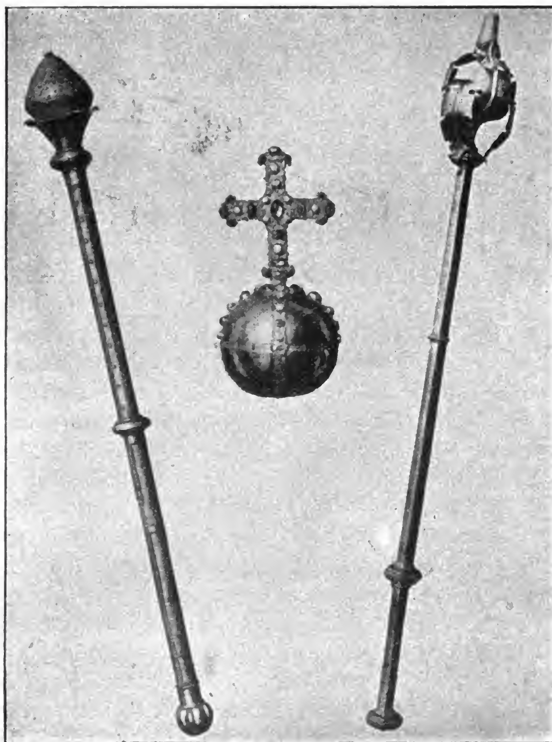
Der Reichsapfel.

Krone Karls des Großen nennt man sie wohl, aber die Bezeichnung trifft nicht zu. Denn Heinrich VI., der Sohn Barbarossas, ließ sie im letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts als eine Ergänzung des von

Tankred von Lecce erbeuteten Krönungsschmuckes in Sizilien anfertigen. Sie war für Heinrichs Sohn Friedrich bestimmt, für die ritterlichste und romantischeste Gestalt aus dem ritterlichen und romantischen Geschlecht der Hohenstaufen. Als unmündiges Knäblein hatte dieser Friedrich sein Reich verloren, um es sich als kaum zum Manne gereifter Jüngling zurückzuerobern. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, als ihm Papst Honorius III. mit innerem Widerstreben in Rom diese Krone aufs Haupt setzte, und sie hätte darum eigentlich mit seinem Namen verknüpft bleiben müssen.

Aber es ist mit dieser Krone wie mit der Sage vom Schlaf eines deutschen Kaisers im Kiffhäuser. Auch sie ist in Wahrheit nicht auf die Gestalt Barbarossas, sondern auf die seines Enkels Friedrich zurückzuführen. Dieser bei all seinen gewaltigen Fehlern doch persönlich so bezaubernde Hohenstaufe, obwohl durch und durch Italiener und deutscher Wesensart völlig fremd, ist dem deutschen Volke doch im lebendigsten Gedächtnis geblieben. Man vernahm wohl die Kunde, daß er im Jahre 1250 als ein innerlich gebrochener Mann zu Fiorentino in Apulien gestorben sei; aber man glaubte nicht an seinen Tod, und die Erwartung seiner Wiederkehr gebar die Legende vom schlafenden Kaiser im Zauberberg, die erst viel später auf den Rotbart übertragen wurde.

Wer die deutsche Kaiserkrone heute sehen will, muß seinen Weg über den inneren Platz der Hofburg in den Schweizerhof nehmen, aus dem eine schmale Pforte zur Schatzkammer der Habsburger mit ihren unermeßlichen Reichtümern führt. In Glasschränken sind hier neben der Krone auch die übrigen Insignien aufbewahrt, die unsere Abbildungen zeigen, soweit sich eben ohne das Hilfsmittel der Farbe die Pracht goldener, von



Die Kaiserzepter.

Perlen und Edelsteinen schimmernder Schmuckstücke wiedergeben läßt.

Die Krone ist aus lauterem Golde und hat ein Gewicht von dreieinhalb Kilogramm. Die Perlen und Edelsteine, mit denen sie übersät ist, waren sicherlich die größten und kostbarsten, die sich zur Zeit ihrer Herstel-

lung auftreiben ließen. Aber sie geben durchweg nur einen eigentümlich matten Glanz, da der Schliff der Steine — soweit man überhaupt von Schliff sprechen kann — ebenso wie die beinahe plump erscheinende Fassung sehr kunstlos ist. Trotzdem wirkt die Krone in der Eigenart ihrer gedrungenen, trotzig-ernsten Form viel wuchtiger und majestätischer als die ungleich zierlichere und künstlichere deutsche Königskrone im Domschatz zu Aachen.

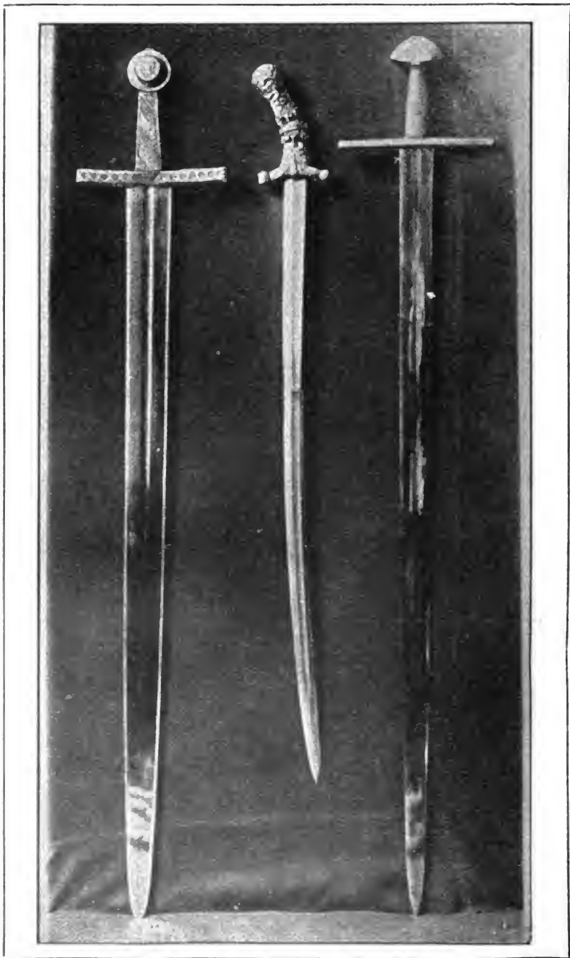
Die übrigen Kleinodien: Reichsapfel, Zepter, Krönungsmantel, Handschuhe, Krönungsstrümpfe und Krönungssandalen, entstammen durchweg der sizilischen Kriegsbeute Heinrichs VI. Ihr Ursprung verliert sich zum Teil in sagenhaftes Dunkel, aber es ist sicher, daß sie einst zum Kronschatz der Normannenkönige gehörten. Mit Wilhelm II. war der letzte der Normannenkönige auf dem sizilischen Königsthron gestorben, und Heinrich hätte diesen Thron einnehmen müssen, wenn ihm nicht in Tankred von Lecce ein erbitterter Gegner erstanden wäre, gegen den er schwer und lange kämpfen mußte.

Der Krönungsmantel, das in seiner Farbenpracht am meisten in die Augen fallende Stück des Schatzes, ist, wie die altarabische Inschrift am Rande besagt, im Jahre der Hedschra 528 (1133 n. Chr.) in der „glücklichen Stadt Palermo" für den Normannenkönig Roger II. gefertigt worden. Er ist von roter Grundfarbe und zeigt in reicher, goldener und blauer Stickerei die stilisierten Gestalten zweier Löwen, deren jeder einen bezwungenen Drachen von phantastischer Form unter seinen Pranken hält. Das Stück wirkt sehr imposant, dürfte aber ebenso wie die in etwas übermenschlichen Abmessungen gearbeitete Krone seinem Träger einige Unbequemlichkeiten bereitet haben.

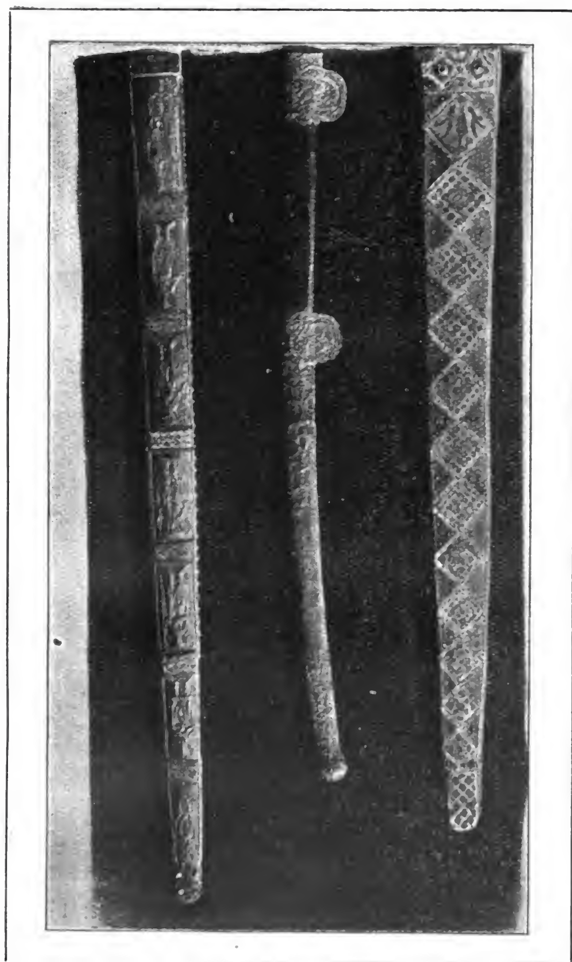


Der Krönungsmantel.

Überaus prunkvoll erscheint der auf einem Samtkissen ruhende Reichsapfel, eine Kugel aus schwerstem



Die Krönungsschwerter: die Klingen.



Die Krönungsschwerter: die Scheiden.

Golde, die mit perlenbesetzten Bändern verziert und von einem hohen, reichgeschmückten Kreuze überragt ist. In die Kreuzesbalken sind riesige Smaragden und



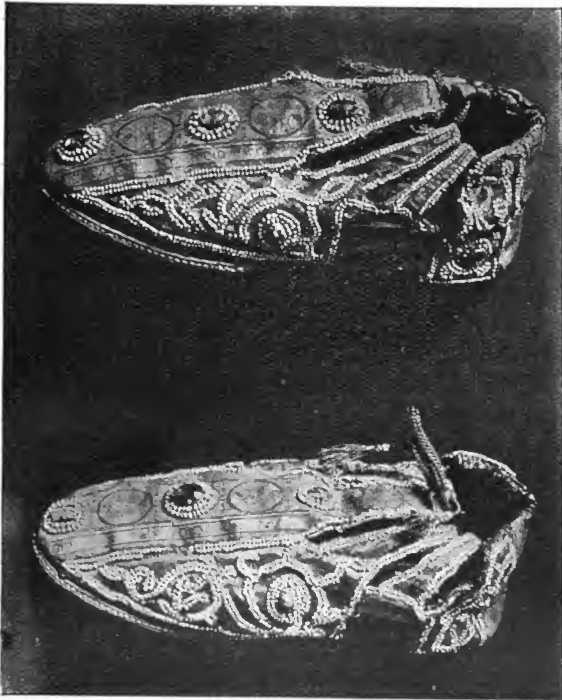
Die Krönungsstrümpfe.

Türkise eingelassen, an jedem der vier Enden bilden drei große Rubine den Abschluß.

Von den beiden vorhandenen Zeptern kann nur das eine, aus vergoldetem Silber gefertigt, als das

eigentliche Kaiserzepter des Heiligen Römischen Reiches angesprochen werden.

Bei den drei Krönungsschwertern handelt es sich



Die Krönungssandalen.

um Stücke von gleich großem historischen Wert. Die erste Klinge von links gehört zu der dritten, breiten Scheide auf der nächsten Abbildung und bildet das eigentliche kaiserliche Zeremonienschwert, während wir

in der Klinge rechts mit der dazu gehörigen ersten Scheide von links das berühmte Schwert des heiligen Mauritius sehen, das dem Kaiser im Krönungszuge voraufgetragen wurde. Die mittlere Waffe, ein Stück von überaus schöner orientalischer Arbeit, entstammt einer etwas späteren Zeit.

Vervollständigt wurde der Krönungsornat durch die purpurseidenen, in ihrem oberen Teil mit reichster Goldstickerei bedeckten Strümpfe und die Krönungsschuhe in Form absatzloser Sandalen aus purpurfarbigem Samt. Sie sind mit einigen großen Edelsteinen und einem Ornament aus aufgenähten Perlen verziert, die im Lauf der Jahrhunderte freilich ihren Glanz verloren.

Weniger prunkvoll gehalten sind die purpurne Tunicella (das Untergewand), die Alba (das Oberkleid), die Dalmatica mit den Adlern, die Stola und die beiden Gürtel. Glanzstücke kunstvollster und kostbarster Arbeit bilden dagegen die Krönungshandschuhe. Auch sie sind von purpurner Grundfarbe, der Farbe des Herrschertums, an der Innenseite in Goldstickerei mit dem einköpfigen Adler geschmückt und auf dem Handrücken in willkürlichen Ornamenten dicht mit Perlen und Edelsteinen besetzt.

Im Mittelalter pflegten die deutschen Herrscher bekanntlich dreimal gekrönt zu werden, und zwar zuerst gleich nach ihrer Wahl in der Krönungskirche zu Aachen als deutsche Könige mit der deutschen Königskrone. Dieser Titel findet sich übrigens erst seit dem 11. Jahrhundert. Noch nach dem Erlöschen der Karolinger und der Begründung des Deutschen Reiches durch Heinrich I., den ersten wirklichen deutschen König, nannten sich die Könige von Deutschland „Könige der Franken“ oder schlechtweg „Könige“.

Seitdem sich Otto I. im Jahre 962, wie vor ihm Karl

der Große, in Rom hatte zum römischen Kaiser deutscher Nation krönen lassen, besaßen seine Nachfolger auf dem



Die Krönungshandschuhe.

deutschen Thron ein gewisses Anrecht auf den römischen Kaisertitel. Nach der Aachener Zeremonie erfolgte ihre zweite Krönung zumeist in Mailand oder Monza mit der „eisernen Krone“ als Könige der Langobarden,

bis ihnen dann in Rom über dem Grabe Sankt Petri durch den Papst die römische Kaiserkrone aufs Haupt



Das Evangelienbuch Karls des Großen.

gesetzt wurde. Dem deutschen Volke gegenüber blieb also auch der in Rom gekrönte Herrscher eigentlich nur ein König.

Der letzte vom Papst zum Kaiser gekrönte deutsche

Herrscher war Karl V. Seit Ferdinand I. führte der deutsche König als solcher auch ohne formelle Krönung den Titel: „Erwählter römischer Kaiser.“ Die Wahl der deutschen Könige erfolgte seit dem 13. Jahrhundert in Frankfurt am Main durch die Kurfürsten.

Die Krönung in Aachen wurde zuerst durch den Erzbischof von Mainz, später durch den von Köln vorgenommen.



Nur ein Traum?

Ein Erlebnis von F. C. Oberg

Jeder kennt das merkwürdige Gefühl, mit dem man aus einem sehr lebhaften und deutlichen Traum erwacht: Man kann sich zuerst in der Wirklichkeit gar nicht zurechtfinden, und hat man endlich die Traumunklarheit abgeschüttelt, so empfindet man ein seltsames Verlangen, sich das Geträumte wieder zurückzurufen, um es gleichsam von der Warte wachen Bewußtseins nochmals zu überschauen.

So erging es auch mir an einem Herbstmorgen während meiner Münchener Studentenzeit. Ich erwachte aus einem außerordentlich eindringlichen Traum, und als ich völlig wach und munter geworden war, schoben sich alle seine Bilder mit einer sonderbar unentrinnbaren Deutlichkeit aufs neue vor mein inneres Auge.

Ich war eine Straße entlang gegangen, eine großstädtische Straße in der Dämmerung. Die Straßenlaternen waren noch nicht angezündet. Hoch und merkwürdig dunkel standen die Häuser. Zwischen ihnen waren breite Bürgersteige und ein belebter Fahrdamm. Eine fremdartige, zweistöckige elektrische Bahn mit einem auffälligen Zweifarbenanstrich fuhr eben vorbei. Die obere Wagenhälfte war gelb, die untere grün angestrichen, und als ferneres Merkmal trug die Bahn am Stirndach eine weiße Kreisscheibe mit einer großen schwarzen Sieben. Es war beinahe lächerlich, wie genau, wie unverzerrt und wirklichkeitsentsprechend ich dies alles gesehen hatte, während ich mich jetzt, im Wachen, durchaus nicht entsinnen konnte, von woher mir die Eindrücke stammten, an die der Traum angeknüpft hatte. Eine solche Straße und eine solche

fremdartige Elektrische hatte ich in Wirklichkeit niemals gesehen!

Entsprechend der bezeichnenden Lückenhaftigkeit von Träumen war mir wohl der ganze Weg, den ich gegangen, mit merkwürdiger Schärfe bewußt; weshalb, zu welchem Zweck ich ihn aber verfolgt, davon hatte ich nicht den Schatten einer Vorstellung.

Die Straße hatte sich dann rechts von mir erweitert. Ein von hohen, winterlich kahlen Bäumen umstandener, stiller Teich lag dort, und in seinem glatten Spiegel malte sich das Bild einer am jenseitigen Ufer stehenden Kirche. Es war ein neuzeitiger, in rotem Backstein errichteter Bau mit einem eigentümlichen Turm, dessen übertrieben schlanke Kegelform von einer hutkrempenartig aufgebogenen Basis emporstieg. Glatt und blank, wie in spiegelndes Silber gemalt, ruhten die Bilder der Kirche und der Bäume in dem stillen Teich. Ganz plötzlich aber überlief es seine Oberfläche perlig grau getupft — es begann zu regnen.

Die Leute, die mir begegneten, spannten ihre Schirme auf.

Ich hatte den Teich hinter mir gelassen, die hohen, dunklen Häuser standen jetzt wieder gleichmäßig zu beiden Seiten. Ein charakteristisches Eckhaus bei der Einmündung einer Seitenstraße links fiel mir auf. Ein moderner Warenhauspalast war es, der schon voll erleuchtet stand und wunderbar malerisch wirkte gegen den noch hellen Himmel in der dunkelnden, dämmervioletten Straßenzeile. Nun machte die Straße ein auffällig scharfes Knie nach rechts — und ganz plötzlich stand einer meiner Freunde vor mir, Hard v. Bessow.

Eine tiefe Wehmut überkam mich, als ich mich dieser Wendung meines Traumes erinnerte, denn der Freund,

der mir an jener Straßenecke entgegengetreten war, war tot. Aber ein Jahr war es her, seit ich ihn verloren hatte. Und mit einem Male wurde mir bewußt, daß ich mich nicht erinnern konnte, in all dieser Zeit einmal von ihm geträumt zu haben. Nie hatte sein Bild, das mir so teuer war und treu in meinem Herzen lebte, sich in meine Träume gewoben, und fast fühlte ich mich schuldig, daß meine Träume so viel weniger treu waren als ich selbst.

Hard — er hieß Bernhard, aber ich habe ihn niemals anders als Hard genannt — war zwei Jahre älter gewesen als ich, und nie hat es eine tiefere und innigere Jünglingsfreundschaft gegeben als die unsere. In der Schule hatten wir zusammen nur die Bänke der Oberprima gedrückt, denn Hard hatte eines schweren Herzübels wegen keine Schule besucht und war in die letzte Klasse nur eingetreten, um die Reifeprüfung abzulegen. Und dann ging's gemeinsam ins erste Semester! Ich war ein großer, langer Schlacks damals, bärenhaft kräftig, fidel, voll einer ganz herrlichen Lebensungeduld. Hard war auch groß, aber er war schmal und kraftlos; sein feines Gesicht war blaß, trug die Verschärftheit frühen und vielen Leidens und einen Ausdruck von Vergeistigung, der ergreifend war. Nicht das Leben — der Tod zeichnet ein Antlitz auf solche Art.

Und eines Tages erfuhr ich als Gewißheit, daß des Freundes Leben einem nahen Ziel zuginge. Und ich erfuhr noch eins: er selbst wußte darum! Er hatte es schon lange gewußt, aber er sprach nicht davon. Es war seine Art, im Leiden stolz zu verstummen.

Es war ein furchtbarer, ein nicht zu schildernder Tag für mich, an dem ich dies erfuhr. Und auch ich rang es schweigend in mir nieder. Aber es war von nun an doch ein Neues in dem Verkehr zwischen Hard und mir.

Nie haben zwei Menschen inniger getrachtet, sich alles zuliebe und nichts zuleide zu tun.

Hard war Waise. Sein Oheim, der sein Vormund und Vermögensverwalter war, hatte zugegeben, daß er — trotz seines immer schonungsbedürftiger werdenden Gesundheitszustandes — das Studium aufnahm. Einem, der früh von des Lebens Tafel gehen muß, darf man nichts kleinlich vorenthalten! So hatten wir also zusammen eine kleine süddeutsche Universität bezogen, und einmal an einem Sommerabend saß ich, wie oft, bei ihm und las ihm vor, irgend etwas, das wir beide kannten. Wir sprachen über das Gelesene und genossen die Schönheiten des Buches ruhig und still, wie man etwa das Betrachten eines vertrauten Bildes genießt.

Hard hatte am Nachmittag einen seiner Anfälle gehabt, der besonders schwer und von Dauer gewesen war, und er lag nun kraftlos und geschwächt in einem großen Stuhl am Fenster. Sein Gesicht war der Helle des versinkenden Abends zugewandt, und als ich ihn so dasitzen sah, erschütterte mich plötzlich der Ausdruck seiner Augen. Die hatten sich in der letzten Zeit verändert. Sie waren von schönem, leuchtendem Braun, jetzt aber schienen sie heller als früher, sie nahmen ihr Licht gewissermaßen auf eine fremde Art von innen, und sie waren zugleich wundersam vertieft.

In diesen Augen war etwas, das das Irdische schon überwunden hatte.

Manchmal glitt durch den stillen Abend ein ferner Klang von Singen herüber, helle und dunkle Stimmen in den Weisen alter Studentenlieder. In einer Sommerwirtschaft jenseits des Flusses war ein großes Fest, zu dem einer unserer Professoren geladen hatte. Auf Hards bestimmtes Verlangen hatte ich meine Zusage gegeben, und ich wäre ihr natürlich auch gefolgt, aber

da war, gerade als ich hätte gehen müssen, Hards Anfall gekommen.

Plötzlich, als gerade hell und klingend eine Liedzeile herüberstrich, wandte Hard den Kopf und sah mich an.

Wieder packte mich der neue, fremde Ausdruck seiner Augen.

„Günter,“ sagte er, „einen Wunsch habe ich, einen sehr großen! Aber er wird sich mir wohl nicht erfüllen!“

Ich sah ihn erschrocken an. Die Leidenschaft, mit der er gesprochen hatte, war erschütternd.

Er richtete sich auf. Seine Augen bekamen ein sehnsüchtiges Feuer. „Daß ich einmal — ein einziges Mal etwas für dich tun könnte — für dich, der du, seit wir uns kennen, nur immer und immer etwas für mich getan hast!“

„Hard —“

Er saß noch aufgerichtet. In seinen Augen fieberte, lechzte Verlangen. „Ja — ja,“ sagte er schnell. „Das wünsche ich mir. Eine Tat möchte ich für dich tun dürfen! Etwas Großes, Bedeutungsvolles, Einschneidendes! Aber ach —“

Mit dem Zug tiefer Trauer schlossen sich seine Lippen. Und das war noch herzzerschneidender als jene heißen Worte, die mich so erschreckt hatten.

Ich redete lebhaft auf ihn ein, obwohl ich selbst auch lieber vor Jammer geschwiegen hätte.

Hard widersprach nicht. Er lag still in seinem Stuhl, den Ausdruck gramvoller Verstummtheit in seinem blassen Leidensgesicht.

Er sprach nie wieder Ähnliches. Doch seine Augen verrieten, daß dieser ruhelose, tragische Wunsch in ihm nicht vergessen war. Seine Augen verrieten es — redender, deutlicher, weher, als Worte es vermocht hätten.

Nur einmal noch — es war am Tage vor seinem Tode, und jener Sommerabend lag um mehr als ein halbes Jahr zurück — hat er wieder davon gesprochen.

Ich saß an seinem Bett; er hatte meine große, kräftige, braune Hand in seine blassen, blaugeaderten Krankenhände genommen.

„Dank für alles, Günter!“ sagte er leise. „Ich habe das in all den Jahren nicht oft zu dir gesagt. Es ist ein schweres Wort, wenn es immer nur — ein Wort bleiben muß!“ Er atmete hastig und ungleich, wie in tiefer Erregung. Und dann brach es plötzlich leidenschaftlich aus ihm heraus: „Daß ich dir mit etwas anderem hätte danken dürfen! Daß ich eine Tat hätte tun dürfen für dich!“

Grenzenlos bitter, grenzenlos sehnsüchtig, ein verzweifelter Schrei waren diese Worte.

Er wandte den Kopf ab und preßte das Gesicht in die Kissen.

Nach weniger als vierundzwanzig Stunden hatte der Tod den Bitterkeitszug um seinen jungen Mund gelöst.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als ich nun an jenem Morgen über meinen Traum nachdachte, wurde mir mit einem Male bewußt, daß das geträumte Bild des Freundes eine eigentümliche Untreue gegen die Wirklichkeit enthalten hatte. Hards Gesicht war das seiner Schülerzeit gewesen, ohne die scharfe Leidensprägung der letzten Monate. Seine Augen aber waren von jenem befremdenden Glanz, von jener seltsamen Vertieftheit gewesen, wie sie ihnen erst kurz vor dem Tode eigen geworden waren. Und dieses Bild des Freundes, das zwei sich zeitlich ausschließende Wirklichkeiten und dadurch eigentlich eine Unwahrheit enthielt, war dennoch ganz eigentüm-

lich machtvoll gewesen, es hatte so stark und so seltsam auf mich gewirkt, daß ich es mit einer wehen Deutlichkeit nachempfand und gar nicht wieder loswerden konnte.

Ernst und ruhevoll waren Hards klare, gleichsam auf rätselhafte Art aus eigenem Licht leuchtende Augen in meinen Blick getaucht, ein seltsames, undeutbares Lächeln überglitt seine Züge, und mit einer einfachen und doch ausdrucksvollen Bewegung legte er den Arm um meine Schultern.

„Komm!" sagte er voll eines schlichten und würdigen Ernstes, dem gegenüber es weder Frage noch Widerspruch geben konnte.

Und deutlich fühlte ich noch das außerordentlich Zwingende, das in dieser schlichten Bewegung, in diesem einfachen Wort gewesen war. Ich hatte mich umgewandt und war mit dem Freunde zurückgegangen.

An diesem Punkt erlosch die Deutlichkeit meines Traumes. Ich hatte zwar ein Gefühl, als habe er hier nicht abgeschlossen, sondern habe sich weitergesponnen, aber ich vermochte mich durchaus nicht zu entsinnen, in welcher Weise. Und das gab diesem eigentümlichen Traum etwas Unbefriedigendes, etwas Aufreizendes und Verstimmendes, das mich beständig grübeln und suchen ließ und so den an sich schon nachhaltigen Eindruck des Ganzen noch wesentlich verstärkte.

Tagelang kam mir der Traum nicht aus dem Sinn. —

Es war dann etwa ein halbes Jahr seitdem verstrichen, da durchfuhr mich eines Morgens beim Aufwachen, als sich mein Denken kaum von der ersten Schlafwirrnis löste, eine seltsame Betroffenheit. Ich war erwacht aus ganz demselben Traum, den ich vor nun etwa sechs Monaten geträumt hatte! Wieder war

ich dieselbe unbekannte Straße entlang gegangen, in der so hohe und eigentümlich dunkle Häuser standen. Wieder hatte ich eine fremdartige, zweistöckige, grün und gelb angestrichene Elektrische darin fahren sehen, war an dem Teich zur rechten Hand vorbeigekommen, in dem sich die schlankgetürmte rote Kirche spiegelte; wieder war die Blankheit des Wassers plötzlich perlig grau vom fallenden Regen übertupft worden, die Leute hatten ihre Schirme aufgespannt, an dem Warenhaus an der linken Straßenseite, das erleuchtet und malerisch in der dunklen, dämmerschattenden Straße stand, war ich vorübergekommen, dann war die Straße in sonderbar scharfem Knie nach rechts abgebogen und Hard hatte vor mir gestanden.

Alles das hatte ich ganz genau wie das erste Mal gesehen, sonderbarerweise war ich mir aber auch sofort darüber klar, daß mich im Traume beim Wiederdurchleben dieses schon einmal Geträumten dennoch nicht das leiseste Gefühl der Bekanntheit mit jenen Dingen und Vorgängen erfaßt hatte. Sie hatten ebenso fremd, ebenso unmittelbar auf mich gewirkt, wie das erste Mal, und die Bestürzung trat erst beim Erwachen und natürlich nun um so viel lebhafter ein.

Auch die Begegnung mit Hard hatte sich genau wie im ersten Traum abgespielt: aus den wundersam fremden Augen seiner letzten Monate hatte er mich fest und klar angeschaut, und zugleich hatte er seinen Arm um meine Schultern geschlungen, weich und leicht und dennoch zwingend.

„Komm!“ klang es klar und ernst, in einem Ton, der keine andere Antwort als schweigendes Folgen möglich machte.

Und ich hatte mich umgewandt und war ihm gefolgt — den Weg zurück, den ich gekommen war.

Und genau an eben diesem Punkt erlosch auch diesmal meine Erinnerung.

Natürlich hatte dieser zweifach geträumte Traum etwas Aufregendes. Er erschien mir unheimlich. Krampfhaft suchte ich in meiner Erinnerung nach Eindrücken, aus denen die so merkwürdig deutlichen Bilder jener im Traum durchwanderten Straße entstanden sein mußten. Aber ich fand nichts. Ebensowenig konnte ich mich entsinnen, jemals außer in diesem Doppeltraum von Hard geträumt zu haben.

Allmählich beruhigte ich mich. Jener Traum vor einem halben Jahr hatte mich eben doch erschüttert und mich noch lange beschäftigt, das Bild von ihm hatte sich mir fest eingeprägt, und so war es vielleicht begreiflich, daß alles nun nochmals wiedergekehrt war.

Aber so deutlich, so unverzerrt, in so völlig der gleichen Reihenfolge! Das eben blieb unheimlich und seltsam. Träume pflegen auch Wirklichkeiten kaum je unverzerrt widerzuspiegeln, sondern Fetzen der auseinanderliegendsten Dinge zu widerspruchsvollen Bildern zu verweben — hier aber war der eine Traum der unverbogene, glatte, unzerstückelte Spiegel des anderen! —

Und dann — diesmal nur um Wochen später — habe ich denselben Traum zum dritten Male geträumt!

Völlig genau ebenso, in jeder Einzelheit getreu wie die beiden Male zuvor. Ich war außer Fassung über dies merkwürdige Erlebnis. Die Unheimlichkeit des Träumens, deren wir uns in der Regel kaum bewußt sind, drang unerbittlich auf mich ein.

Was ist ein Traum? Was geschieht mit uns, wenn wir träumen?

Natürlich gab es Antworten auf diese Fragen, aber die befriedigten nicht, denn sie deckten von jeder Frage

nur die Hälfte. Der Traum als Körperzustand ist wissenschaftlich wohl festgelegt, die Psychologie des Traumes aber tappt in Rätseln. Was geht mit unserem Geist, mit unserer Seele vor, wenn wir träumen? Wir sind in jenem Zustand nicht Herr unseres Geistes nach der gewohnten Art, der Traum stiehlt uns unsere Seele! Unser Ich, so wie es den Bedingungen unserer körperlichen Welt angepaßt ist, bleibt als läppische, leere Puppe zurück, indes der Traum unserer Seele Pforten auftut in andere Welten!

Hätte ich nicht zu jener Zeit, als der eigentümliche Traum zum dritten Male wiedergekehrt war, gerade im Begriff gestanden, München für lange Zeit zu verlassen, ich hätte über alle diese Fragen und Rätsel wohl noch lange gegrübelt. So aber forderte die Wirklichkeit ihr Recht, ich war ganz in Anspruch genommen von jener Angefülltheit der letzten Tage an einem Ort, in dem man gern und lange gewesen ist.

Und endlich, an einem Märzmorgen, saß ich im Zug, der durch das Industriegebiet des Rheinlandes meiner nordischen Heimat entgegenbrauste.

Es war zu Beginn der Osterferien, und an allen Bahnhöfen herrschte reges Leben. Die helle Märzsonne floß golden durch das Wagenfenster und schien nicht müde werden zu wollen, das rotblonde Goldhaar eines Mädchenkopfes noch goldener schimmern zu lassen. Und ebensowenig wurden meine Augen müde, diesem Spiel von Gold auf Gold zu folgen. Meine zwanzig Jahre hatten sich ebenso jäh wie rettungslos in dieses entzückende Reisegegenüber verliebt!

Die Goldblonde reiste mit einer älteren Dame zusammen, die sie mit „Tante“ anredete. Sie selbst hatte ich „Nina“ nennen hören. Zu meinem großen Schmerz hatte sich bisher keine Gelegenheit zu einer Gesprächs-

anknüpfung geboten, da beide Damen eifrig in Reiseromanen lasen. Endlich klappten sie diese aber zu, und schon erwog ich die netteste Form zum Beginn eines Gesprächs, da ergab sich aus den Äußerungen der Damen, daß sie in Felde aussteigen würden, in Felde, das in kaum zwanzig Minuten erreicht sein würde!

Stumm knirschte ich meine Enttäuschung in mich hinein. Ich wünschte schon ingrimmigst, daß sich innerhalb dieser zwanzig Minuten eine Zugentgleisung oder sonst eine beliebige Katastrophe ereignen möchte, die geeignet sein würde, mir Ninas Gegenwart zu erhalten. Da durchzuckte mich plötzlich ein Gedanke, ein Gedanke, so unsäglich und erhaben lichtvoll, daß ich ob meiner vorherigen Verzweiflung beinahe laut gelacht hätte. Weshalb in aller Welt brauchte denn ich im Zuge zu bleiben, wenn „sie" ausstieg? Warum sollte nicht ich ebenfalls gerade Felde zum Reiseziel haben?

Und gleichzeitig, gewissermaßen wie ein zustimmender Götterwink, fiel mir ein, daß ein Bekannter aus früheren Münchener Semestern jetzt in Felde lebte, mir seine Adresse geschrieben und mich gebeten hatte, doch wenn möglich auf der Reise bei ihm einzukehren. Also würde ich selbstredend aussteigen, selbstredend aus dem einzigen Grunde, um dem Maler Herkendal Münchener Grüße zu bringen!

Da hielt auch schon der Zug, und ehe ich noch weiter hatte überlegen können, saß ich bereits in einem Taxameter, der dicht hinter dem der beiden Damen herfuhr. Jene guten Götter, die fromme Jugendtorheiten beschützen, fügten es, daß gerade gegenüber dem Hause, vor dem Nina ausstieg, ein Hotel lag.

Dies Hotel bekam also einen Gast.

Ich hatte gleich nach meiner Ankunft zu Mittag gegessen, und nun saß ich und toggenburgerte hinter meiner

Gardine nach drüben hinüber. Meine Verliebtheit mußte eine ziemlich starke Probe bestehen: es schlug drei, es schlug vier und dann gar fünf Uhr, ohne daß ich auch nur einen Schatten von „ihr“ zu sehen bekam. Dann aber, bald nach fünf Uhr, öffnete sich die hübsche aufgetreppte Haustür der Villa — und diesmal war es wirklich und leibhaftig Nina, die herauskam!

Sie trug einen langen Mantel, unter dem der hochgeraffte Saum eines hellen Kleides hervorschimmerte, einen großen Hut mit Hermelinbesatz und einem Reiherstutz und über den Händen einen entzückenden, großen, weißen Stoffmuff, der mit Hermelin verbrämt und mit einem Tuff frischer Veilchen besteckt war.

Toll vor Entzücken war ich auf die Straße gestürzt. Dann aber, als ich nun in geziemender Entfernung und mich nur bei Querstraßen vorsichtig näherhaltend ihr folgte, fiel mich der enttäuschende Gedanke an, daß ich im Grunde wenig oder nichts von diesem ganzen Abenteuer erwarten durfte. Nina war eine wirklich vornehme junge Dame, und eine Anknüpfung war zunächst einfach gar nicht denkbar!

Aber gerade, daß sie mir wie ein feines, stolzes Prinzeßchen vorkam, hinter dem ich mit aller schuldigen Pagenverliebtheit herlief — gerade das erfüllte mich mit lauter unbestimmten, tollkühnen Hoffnungen. Wenn man sich gar nichts denken konnte, was eintreten würde, konnte man dann nicht eben auch geradesogut alles denken? Was konnte nicht geschehen? Man konnte vielleicht von einem Wagen oder Auto überfahren — das heißt vor diesem Schicksal durch einen in der Nähe befindlichen jungen Mann bewahrt werden; man konnte vielleicht etwas verlieren, das einem durch eben diesen jungen Mann nachgebracht wurde; man konnte in einer vielleicht einsamen Straße einem Betrunkenen begegnen,

vor dem man dankbar den höflich und ehrerbietigst gebotenen Schutz annahm!

Waren es nicht tausend wundervolle und köstliche Vielleicht, denen ich entgegenzog auf dieser meiner Spur der Blonden in weißem Hermelin und Reiher?

Sie hatte einen Bekannten getroffen, war stehen geblieben und sprach mit ihm. Sie standen neben der Auslage einer Buchhandlung, vor der ich, sobald sie erreicht war, natürlich ebenfalls verharrte, scheinbar in die ausgelegten Sachen vertieft.

„Ich bin untröstlich, gnädigstes Fräulein,“ hörte ich den jungen Herrn sagen, „daß es mir unmöglich ist, heute auf den Basar zu kommen.“

„O ja, sehenswert ist's schon!“ rief sie lachend, den eigentlichen Sinn seiner Worte übergehend. „Es sind alle Festräume des „Römischen Hofs“ dazu benützt, und die Ausschmückung soll wie ein Märchen sein! Nun ja — für drei Mark Eintrittsgebühr wollen die Leute ja auch etwas haben! Aber —“ brach sie ab, „ich muß mich eilen! Von sechs Uhr ab bin ich für den Teeraum des Basars verpflichtet, und ich möchte pünktlich sein! Die Tasse Tee zu einer Mark fünfzig —“

Noch ein paar lachende Worte, und sie war gegangen.

Der junge Herr hatte grüßend den Hut gezogen. Ich aber hätte den meinen am liebsten auch heruntergerissen und ihn vor lauter Freude und Vergnügen geschwenkt. Drei Mark! Für lumpige drei Mark konnte ich das Ziel der Blonden in Hermelin und Reiher zu dem meinigen machen! Und einen heiligen Eid tat ich mir: Ich würde nicht weichen aus dem Teeraum jenes Basars, bis ich nicht von der eigenen Hand der Angebeteten eine Tasse Tee erhalten haben würde. Und dann — dann war das „Wiedererkennen“ der Reise-

gefährtin ja gegeben, ganz von selbst würde das weitere sich entwickeln.

Beinahe schwindelig gemacht von so viel Glücksaussichten ging ich dahin.

Plötzlich stand ich still.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich geradeaus, denn das, was ich sah, glitt körperlich schmerzend, gleichsam schneidend durch meine Augen.

Eine elektrische Bahn kam mir entgegen, fremdartig zweistöckig und mit einem eigentümlichen Zweifarbenanstrich in Grün und Gelb. Das obere Stirndach des Wagens trug eine weiße Kreisscheibe mit einer großen schwarzen Sieben — es war die elektrische Bahn meines seltsamen Traumes, die mir entgegenkam!

Ich fühlte, wie mich etwas zum Niederschlucken zwang. Der Hals war mir trocken. Mit dem weitäugigen Blick des Grauens schaute ich um mich, schaute in diese Straße, die ich bisher wie ein fast Blinder durchschritten hatte, nur dem weißen Hermelinhut mit dem Reiherstutz nachwandernd.

Eigentümliche dunkle Häuser standen darin. Es war dämmerig. Laternen waren noch nicht angezündet. Jetzt tat sich die Straße zur Rechten auf: ein von frühlingskahlen Bäumen eingefaßter, stiller Teich lag dort, in dem sich eine neuzeitige, von rotem Backstein errichtete Kirche mit einem auffallend spitzhütigen Turm spiegelte.

Das Grauen schüttelte mich körperlich.

Ich kannte diese Straße, durch die ich schritt! Ich kannte diese Straße einer Stadt, in der ich niemals vorher gewesen war, diese Straße, auf die ich durch eine Laune geraten war! Da sah ich den silbernen Spiegel des Teiches erzittern, sah ihn von perlig grauen Tupfen überronnen: es begann zu regnen! Die Leute, die mir begegneten, spannten ihre Schirme auf!

Ich weiß nicht mehr, wie ich die nächsten Schritte zurücklegte. Ich lief wie gehetzt. Ein unbeschreiblicher Wirrwarr von Wollen und Nichtwollen durchfieberte mich. Ich wollte den Bildern, die mich umgaben, entfliehen, und dennoch stieß es mich geradezu vorwärts voll einer dunklen, peinigenden Gespanntheit auf das, was die nächsten Schritte sichtbar machen würden — und zwischendurch war eine wilde, angstvolle und fast zufluchtsuchende Sehnsucht in mir nach dem Hermelinhut mit dem Reiher.

Da — da war die Straßenecke zur Linken mit dem großen Warenhaus!

In vielen tausend Lichtern stand es da, abgehoben gegen den noch klaren Himmel, gegen die dämmer violette, schattentiefe Straße.

Und da — da war das scharfe Knie der Straße, das nach rechts umbog!

Ich stand still. Ich zitterte. Ich atmete schwer.

„Komm!"

Hatte jemand zu mir gesprochen? Nein — nein! Niemand war vor mich hingetreten. Ich stand ganz allein, mitten in einer großen, belebten Straße.

Dunkel wurde mir bewußt, wie mein Blick — seltsam kraftlos und ohne Fähigkeit, an den Dingen zu haften — einer schlanken Mädchengestalt nachirrte, die im großen Mantel, im weißen Hermelinmuff und mit einem reihergeschmückten Hut die Straße überschritt und dann in dem hell erleuchteten Portal eines großen Gebäudes verschwand. Ein dumpfes Aufraffen zerrte für einen Augenblick an mir, ich wollte dieser Gestalt folgen, wollte in jenes leuchtende und festliche Portal eintreten. Aber ich stand wie gebannt. Wie angekettet stand ich. Ich verlor den Blick für das Sichtbare, ein Traumschauen war über mich gekommen und zeigte mir ein

blasses, wohlvertrautes Jünglingsgesicht, aus dem fremdartig strahlende, goldig tiefe Augen blickten. Mir war, als lege sich ein Arm um meine Schultern, sanft, leicht und dennoch gebietend.

„Komm!"

Ich erzitterte.

Wohl wußte ich, daß ich dies Wort nicht wirklich hörte. Ich wußte, daß ich allein und ohne jemanden neben mir auf der unbekannten Straße stand — und dennoch konnte ich nicht anders: Ich mußte gehorchen! Das Wort, das nicht wirklich erklang, war stärker als alle Wirklichkeiten um mich her. Es lähmte alles andere Wollen, alles andere Denken in mir.

Diesem Wort, diesem klar und ruhig, voll eines einfachen Ernstes gesprochenen Wort eines Traumes mußte ich folgen. Ich wendete mich um und schritt den Weg zurück, den ich gekommen war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, wie lange ich gegangen bin.

Als ich endlich innehielt und wie aus einer Starre des Denkens erwachte, befand ich mich vor der Stadt in einer mir gänzlich unbekannten Gegend. Ich versuchte, mich zu besinnen und versuchte doch zugleich, jedem Gedanken an das, was mir begegnet war, auszuweichen. Wirr und haltlos flatterten meine Gedanken durcheinander.

Und dann hatte ich plötzlich einen vorüberfahrenden Taxameter angerufen, nannte die Adresse des Malers Herkendal und befand mich nach einer längeren Fahrt durch ein Vorstadtviertel in dem großen Atelier, herzlich begrüßt von dem Maler.

Er war entzückt, daß ich seinem Vorschlag gefolgt war, war lebhaft und vergnügt, schwatzte vom Hundertsten ins Tausendste, schleppte Bilder und Skizzen

heran und bewirtete mich endlich mit einem sehr fidelen Zigeunerabendbrot.

Ich glaube, daß ich einen recht einsilbigen Besucher abgab, aber Herkendal merkte dies in seiner eigenen Lebhaftigkeit nicht, und in mir war ein dunkles Dankbarkeits- und Zufluchtsgefühl, daß ich hier bei einem Menschen saß, der mich von mir selber ablenkte, daß ich nicht allein zu sein brauchte und zu denken — zu denken! Mir graute vor dem Augenblick, in dem ich wieder allein sein würde!

So war es spät geworden, als ich aufbrach.

Herkendal geleitete mich hinaus. Er hatte ein Licht angezündet, um mir die dunkle Treppe hinabzuleuchten, und als nun noch die letzten, lachenden Lebewohlworte zwischen uns hin und her gingen, tauchte aus der Finsternis der Treppe ein Mensch empor in den zuckenden, taumelnden Lichtkreis der Kerze.

Herkendal grüßte den jungen Mann mit einem lustigen, kameradschaftlichen Wort, unterbrach sich dann aber schnell: „Aber Goddersen, wie sehen Sie denn aus!“

Der Heraufkommende war stehen geblieben. Er stand im grellen Licht der Flamme. Dunkle Schatten zuckten über sein Gesicht, das von Erregung wie zerrissen war. Seine Augen waren voller Verstörtheit weit geöffnet und hatten doch gleichzeitig den verkleinerten und harten Blick der vom Licht geblendeten Pupillen. Es sah sonderbar und fast entsetzenerregend aus.

„Haben Sie denn noch nichts gehört?!“ Er sprach in der ungleichen Sprechweise Aufgeregter. Seine Stimme ging in seltsamem Wechsel von Schall und Murmeln durch das Treppenhaus. „Wie — Sie wissen noch nichts? Noch gar nichts?“

„So sprechen Sie doch, Goddersen!“ Herkendal hatte eine Bewegung mit der Hand gemacht, und nun sah ich, wie die Flamme der Kerze einen langen, spiegelnden Schein in den triefend nassen Kleidern des Fremden weckte.

Er machte eine tappende Bewegung gegen das Licht, das Herkendal in der Hand hielt. „Die Flamme!“ stieß er hervor. „Es ist entsetzlich, eine Flamme zu sehen!“ Aber dann schien etwas wie Besinnung über ihn zu kommen. „Ja so —“ sagte er mit einem seltsam müden Lächeln, wie es alte Leute haben oder Menschen, hinter denen ein furchtbares Erlebnis liegt, „Sie wissen ja noch nichts! — Nun, in dem Basar ist ein entsetzliches Feuer ausgebrochen, um halb sieben Uhr heute abend. Es war ja alles mit Papierblumen und mit solchen Sachen ausgeschmückt, die ganzen Wände — und da ist alles mit einem Schlage ein Flammenmeer gewesen. Dazu dies winkelige Hotel! Keine Ausgänge! Die Durchgänge zum Teil durch den Basar verstellt! Hunderte von Menschen sind verbrannt — lebendig verbrannt! Aus dem Teeraum hat nicht ein einziger gerettet werden können! Sie sind drinnen gewesen, wie in einer Falle! Und wie haben sie geschrien! Großer Gott, wie haben sie entsetzlich geschrien! —“

Die Gesammeltheit, die auf dem Gesicht des Sprechenden während seines Berichts gelegen hatte, war zerrissen. Er stöhnte laut auf.

„Ich kann das Schreien nicht vergessen — großer Gott, ich kann es niemals vergessen!“

Er stürzte die Treppe hinauf. Seine Schritte tappten im Dunkel auf den Stufen.

Ich aber hatte nach dem Geländer gefaßt, um mich zu halten. Sonst wäre ich gestürzt. Ich zitterte, als würde ich mit Fäusten geschüttelt. Wie mit Keulen schlug es auf mein Denken ein.

Dem Tod, dem denkbar grausigsten Tod wäre ich verfallen gewesen, wenn ich nicht umgekehrt wäre!

Und ein Gesicht tauchte vor mir auf, ein blasses, leidendes, leidenschaftverzogenes Jünglingsgesicht. Groß und verlangend loderten die fremdartig strahlenden Augen voll der Glut heißesten Wünschens aus den leidgeschärften Zügen hervor, eine von Erregung unklare Stimme sagte: „Daß ich eine Tat für dich tun könnte! Etwas Großes, Bedeutungsvolles, Einschneidendes!“

Da schlug ich die Hände vor mein Gesicht.

Hatte ich begriffen, was doch unbegreiflich war?



Der Weltkrieg

Zweites Kapitel

Mit 17 Bildern (Nachdruck verboten)

Nach dem siegreichen Gefecht von Stallupönen, von dem bereits in unserem ersten Kapitel gesprochen worden ist, stießen die südlich davon stehenden deutschen Truppen an der russischen Grenze zum Teil auf starke Befestigungen, die ohne Vorbereitungen nicht genommen werden konnten. Als dann die Meldung vom Vormarsch weiterer feindlicher Kräfte aus der Richtung des Narews gegen die Gegend im Süden der Masurischen Seen einging, glaubte der Höchstkommandierende, Generaloberst v. Beneckendorff und Hindenburg, Gegenmaßregeln treffen zu müssen und zog daher die vorgeschobenen Truppen zurück.



Generaloberst v. Beneckendorff und Hindenburg.
Nach einer Photographie von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin.

Die Russen folgten in die zeitweilig geräumten Gebiete bis südlich Osterode, Hohenstein und Passenheim nach, und nun war nach der Heranziehung von Verstärkungen für das deutsche Oberkommando die Zeit

zum Angriff gekommen. Die mehrtägige Schlacht um Tannenberg und Hohenstein war keine Überrumpelung des Gegners, sondern ein wohldurchdachtes strategisches Meisterstück: eine klug geführte Minderzahl umfaßte den bedeutend überlegenen Feind auf den Flügeln mit eisernen Klammern, zerschmetterte ihn und trieb die Flüchtenden in die Masurischen Seen. Fünf russische Armeekorps wurden vernichtet und mußten über neunzigtausend Gefangene und fünfhundert Geschütze in den Händen des Siegers lassen.

Wie die Linientruppen, so kämpfte auch die Landwehr mit heldenhafter Tapferkeit. Sie war es, die bei Hohenstein dem Anprall der Russen standzuhalten hatte. In dem erbitterten Kampf stürmte die Landwehr immer von neuem auf die russischen Stellungen los, warf den Gegner endlich hinaus und drang nun in Hohenstein ein, wo in den Straßen und Häusern die Russen haufenweise mit Bajonett und Kolben niedergemacht wurden.

Während die Narewarmee im Süden vorstieß, war die russische Njemenarmee aus östlicher Richtung zu beiden Seiten der Eisenbahn Königsberg—Insterburg—Wirballen vorgegangen. Der rechte Flügel hatte sich an die Einmündung der Aller in den Pregel bei Wehlau angelehnt und mit schwerer Artillerie stark verschanzt. Sowohl diese nach allen Regeln der Feldpionierkunst eingerichtete Stellung als auch das schwierige Gelände, in dem Moore und Sümpfe mit dichten Wäldern abwechseln, verboten einen Angriff auf den rechten Flügel ohne vorherige Beschießung.

Günstiger lagen die örtlichen Verhältnisse für das deutsche Heer auf dem linken russischen Flügel in der Gegend Angerburg—Nordenburg. Daher beschloß Generaloberst v. Hindenburg, den linken russischen Flügel zu umfassen, während er das russische Zentrum durch



Deutscher Landsturm als Bahnhofschutzwehr in Kalisch (Rußland).
Nach einer Photographie des Leipziger Presse-Bureaus in Leipzig.

verhältnismäßig schwache Streitkräfte, unterstützt durch schwere Artillerie, beschäftigte. Der kühne Plan glückte. Die 1. russische Armee unter dem General der Kavallerie v. Rennenkampf, die sich aus sechs Armeekorps, zwei Schützenbrigaden, sechs Reservedivisionen und zwei Garde-Kavalleriedivisionen zusammensetzte, wurde vernichtend geschlagen. Außer mehreren Fahnen wurden über dreißigtausend unverwundete Gefangene, gegen hundertfünfzig Geschütze, zahlreiche Maschinengewehre und ein großer Park von Kriegsfahrzeugen erbeutet. Hiermit war der Einmarsch in das russische Gouvernement Suwalki freigegeben, das unter deutsche Verwaltung gestellt wurde.

Offenbar in der Absicht, die weitere Verfolgung der flüchtenden Njemenarmee aufzuhalten, versuchte dann das 22. russische, das sogenannte finnische Armeekorps bei Lyck in die Operationen einzugreifen. Doch auch hier wurde den Russen eine entschiedene Niederlage bereitet, der zufolge die letzten von ihnen noch besetzten deutschen Landesteile mit den Städten Gumbinnen und Tilsit geräumt wurden. Fluchtartig mußten der russische Generalissimus Großfürst Nikolai Nikolajewitsch sowie General Rennenkampf Insterburg verlassen.

Das Schlesien benachbarte russische Grenzgebiet mit den vielgenannten Städten Kalisch und Tschenstochau, das kurz nach dem Kriegsbeginn besetzt wurde, blieb ungestört in den Händen der deutschen Truppen.

Die österreichisch-ungarischen Operationen großen Stils wurden dadurch eingeleitet, daß vom unteren San und dem Grenzfluß Tanew her eine Armee unter dem Befehl des Generals Dankl in die etwa hundert Kilometer lange und bis zu zwanzig Kilometer breite Waldzone eindrang, die südlich von Krasnik das russisch-polnische Grenzgebiet bedeckt. Die den mittleren und

östlichen Teil dieses Waldgürtels durchquerenden Abteilungen, die vielfach morastiges Gelände, versumpfte Wasseradern und steil abfallende Schluchten zu überwinden hatten, vereinigten sich am Nordrand des Waldbezirkes bei Krasnik, wo das Lubliner Bergland beginnt, das von Annapol an der Weichsel bis nach Wieprz reicht und eine günstige Verteidigungsstellung gegen einen aus der Waldzone hervorbrechenden Gegner bildet. Hier erwarteten denn auch die Russen die österreichisch-ungarische Armee. Zwei vorgeschobene russische Armeekorps wurden vereinzelt angegriffen und aufgelöst zurückgeworfen. Alsbald stießen die Österreicher auf die weiter rückwärts stehende russische Hauptmacht in der Stärke von fünf Armeekorps. Die dreitägige, mit höchster Tapferkeit durchgeführte Schlacht endete mit einer vollständigen Niederlage der Russen, die fluchtartig auf Lublin zurückgingen.



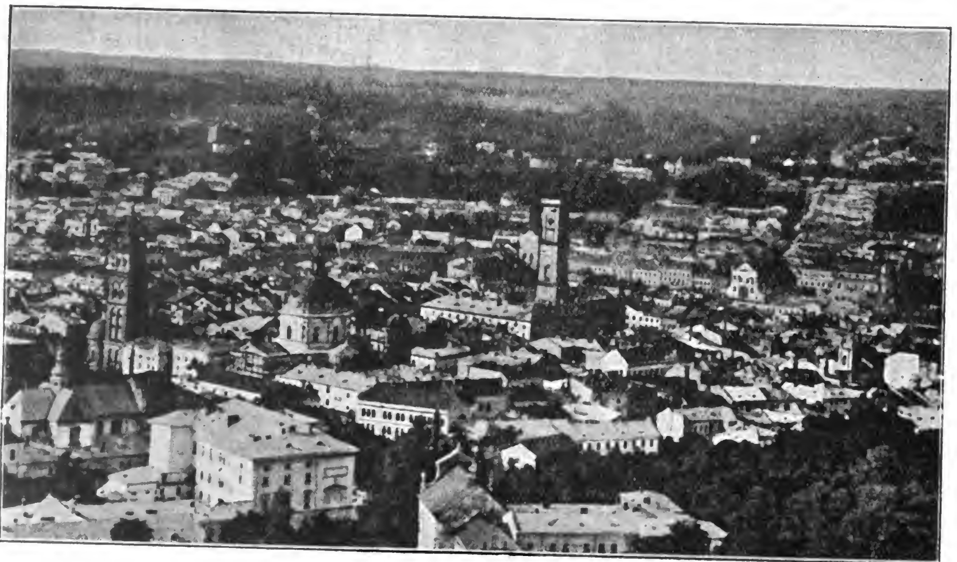
General v. Auffenberg.

Inzwischen war östlich hiervon eine zweite österreichisch-ungarische Armee unter dem Befehl des Generals Auffenberg in den Raum zwischen der Huczwa

und Wieprz vorgerückt, wo sie mit den feindlichen Streitkräften Fühlung erhielt. Hieraus entwickelte sich die Schlacht von Zamocz und Komarow. Bei Zamocz gingen besonders die mährischen Regimenter vor, die Zug um Zug die Deckungen der Russen nahmen. Den Höhepunkt der Schlacht bildete das Ringen um Komarow, wo die Russen unter dem General v. Plewe durchzubrechen versuchten. Ihre Angriffe scheiterten an dem zähen Widerstand der deutschböhmischen und tschechischen Regimenter, die später durch niederösterreichische Regimenter unterstützt wurden.

Inzwischen rückten neue österreichisch-ungarische Kräfte heran. Westlich der Huczwa griffen unter dem General Boreovic die Oberungarn, östlich die Salzburger, Oberösterreicher und Tiroler unter dem Erzherzog Joseph Ferdinand ein. Da die Österreicher auch von Norden her gegen Komarow einschwenkten, schritt die Einkreisung der Russen immer weiter fort. Bei Komarow bereits äußerst gefährdet, begannen sie den Rückzug gegen Krylow, suchten jedoch durch Gegenstöße nach allen Richtungen, namentlich gegen die Gruppe des Erzherzogs, die drohende Umklammerung abzuwehren. Endlich in den Nachmittagsstunden des 1. September wurde es klar, daß der Armee Auffenbergs der Sieg winkte. Die von den Russen bei Komarow und auf den Höhen bei Tyszowce vorbereiteten Stellungen, Schanzen mit Drahthindernissen und befestigte Dörfer, wurden im Sturm erobert, und die Russen traten unter Zurücklassung von zwanzigtausend Gefangenen und zweihundert Geschützen und Maschinengewehren den beschleunigten Rückzug an.

Während dieser tagelangen Kämpfe hatte die Armee Dankl bei Niedrzwica-Duza eine zweite Schlacht ge-



Ansicht von Lemberg.

schlagen, weitere Truppen über die Weichsel gezogen und drang in der Richtung auf Lublin vor.

So schien die Vernichtung des Feindes sicher, als die Russen unvermutet neue Truppenmassen heranführten, wodurch die Gesamtlage eine wesentliche Änderung erfuhr. In Ostgalizien war die hier versammelte österreichisch-ungarische Armee ebenfalls siegreich geblieben und in zahlreichen Gefechten bis zur Linie Busk—Dunajow vorgestoßen. Sie traf jedoch nun auf eine so bedeutende russische Übermacht, daß ein Zurückgehen auf Lemberg erforderlich wurde. In den um Lemberg entbrennenden Kämpfen focht die österreichisch-ungarische Armee mit hervorragender Tapferkeit, obgleich ihr die Russen, besonders an schweren Geschützen, beträchtlich überlegen waren.

Strategische Gründe veranlaßten es schließlich, Lemberg aufzugeben und eine Bereitstellung südlich davon einzunehmen. Nach drei Tagen wurde der Angriff auf die Russen erneuert, wobei es gelang, den Gegner in äußerst heftigen Kämpfen gegen Lemberg zurückzuwerfen. Jetzt aber machten sich die schon erwähnten, unerwarteten Vorgänge an der Front der Danklschen und Auffenbergschen Armee fühlbar. Auffenberg, der nach Süden abgebogen war und gegen Rawaruska vorrückte, wurde durch die gewaltigen russischen Truppenverstärkungen schwer bedroht, und gleichzeitig wurden Dankl so bedeutende russische Truppenmassen in den Weg gelegt, daß eine Unterstützung von Lublin her unmöglich wurde. Infolgedessen konnte die schon fast vollendete Einkreisung der Russen nicht zum Abschluß gebracht werden, und wegen dieser Verschiebung auf der Westfront mußte nun auch auf der Ostfront die bis dahin siegreiche Schlacht bei Lemberg abgebrochen werden. Die österreichisch-ungarischen Streitkräfte



Untergang des Kreuzers „Zenta“.

wurden nun in dem Raum zwischen Krakau und Jaroslaw versammelt, um in einer vorzüglichen Stellung den

russischen Angriff abzuwarten. In den Gesamtkämpfen wurden über fünfzigtausend Russen gefangen genommen und gegen dreihundert Geschütze erobert.

Auf dem serbisch-montenegrinischen Kriegschauplatz ist Österreich-Ungarn von beständigen Erfolgen begleitet gewesen. So wurden die Serben bei dem Versuch, östlich von Mitrowitza einzubrechen, nicht nur zurückgeschlagen, sondern es wurden ihnen auch fünftausend Gefangene und zahlreiches Kriegsmaterial abgenommen. Ebenso wurden über die Save vorgegangene serbische Kräfte unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Ferner wurden bei dem Bergstädtchen Krupanj auf dem Crnivrk verschanzte Abteilungen und vierzehntausend Mann serbischer Kerntruppen bei Nrmia vernichtet. Endlich wurde ein Einbruch mit dreißigtausend Mann in Slawonien trotz der Verschanzungen in Wäldern, an Kanälen und Gräben zunichte gemacht, und bei Altpazua wurden nach einem furchtbaren Gemetzel siebentausend Serben als Gefangene eingebracht.

Rühmlich zu erwähnen ist weiterhin das Verhalten der österreichisch-ungarischen Flotte, soweit ihr Gelegenheit zu einem Strauß mit dem Gegner geboten wurde. Der kleine Kreuzer „Zenta“ wagte es in der Adria, mit sechzehn französischen Schlachtschiffen und mehreren Kreuzern anzubinden, und wenn er auch selbst unter dem Hagel der feindlichen Geschosse zugrunde ging, so fügte er doch vier französischen Schiffen erhebliche Beschädigungen zu. Von der tapferen Besatzung konnten sich hundertvierundachtzig Mann an die montenegrinische Küste retten. —

In Brüssel nahm als Generalgouverneur der besetzten Teile Belgiens Generalfeldmarschall v. d. Goltz seinen Sitz, dem als Verwaltungschef der Zivilabteilung der Regierungspräsident v. Sandt beigegeben wurde.



Das Rathaus in Löwen.
Nach einer Photographie der Berliner Illustrations=Gesellschaft m. b. H in Berlin.



Das Brothaus in Brüssel.



Das zerstörte Fort Loncin bei Lüttich.

Die deutsche Zeit wurde eingeführt, das herausfordernde Flaggen mit belgischen Fahnen verboten und

mit der Wiederherstellung der bei Lüttich und Namur gelegenen Forts begonnen. Einige von ihnen, wie das berühmte Fort Loncin bei Lüttich, sind allerdings von unseren „Brummern" so in Grund und Boden geschossen worden, daß an einen Wiederaufbau vorerst nicht gedacht werden kann.

Brüssel, in dem sich Handel und Wandel von neuem regt, hat fast gar nicht gelitten. Wenigstens sind die kunstgeschichtlich wertvollen Gebäude, wie das Rathaus und das sogenannte Brothaus, das nach den alten Plänen in den Jahren 1876 bis 1895 neu aufgeführt, für die Stadtverwaltung hergerichtet und teilweise zu Museumszwecken verwandt wurde, völlig unberührt geblieben. Leider mußte die Stadt Löwen für einen schändlichen Überfall auf die deutsche Besatzung gebührend gezüchtigt werden, doch wurden auch hier die Kunstschätze nach Möglichkeit geschont.

Von militärischer Bedeutung war die Besetzung der Stadt Gent sowie die Vorbereitung zur Belagerung Antwerpens. Wiederholte Ausfälle der belgischen Truppen wurden blutig zurückgewiesen.

Nach dem Fall von Namur und Longwy und der gewaltigen Schlacht zwischen Metz und den Vogesen traten die deutschen Heere in breiter Front ihren Siegeszug nach Westen zu an. Generaloberst v. Kluck schlug die englische Armee, der sich drei französische Territorial-Divisionen angeschlossen hatten, bei Maubeuge. Dem Sieger fielen gegen dreitausend Gefangene, sieben Feldbatterien und eine schwere Batterie in die Hände. Die Folge dieser schweren Niederlage war, daß sich die Engländer auf Saint-Quentin zurückziehen mußten und, nachdem sie hier in mehrtägige, für sie sehr verlustreiche Kämpfe verwickelt worden waren, gezwungen wurden, ihr Hauptquartier nach Clermont zu verlegen. Erst



Blick auf Antwerpen.

Nach einer Photographie der Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H. in Berlin.



Phot. Leipziger Presse-Bureau.

Englische Kriegsgefangene im Truppenlager Döberitz.


Phot. Th. Andersen, Hofphotograph in Stuttgart.
Generaloberst Herzog Albrecht von Württemberg.

zwischen Clermont und Soissons, nur noch achtzig Kilometer nördlich von Paris entfernt, vermochten sie sich wieder zu sammeln. Dieses weite Zurückgehen brachte es dann mit sich, daß der englische Stützpunkt am Meer von Boulogne nach Havre verlegt wurde.

Die Armee des Generalobersten v. Kluck schlug sodann einen Flankenangriff gegen Combles zurück, die Armee des Generalobersten v. Bülow vernichtete überlegene französische Truppen bei Saint-Quentin, die Armee des Generalobersten v. Hausen drängte die Franzosen auf die Aisne bis Rethel zurück, die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg gewann die Maasübergänge, die Armee des deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm überschritt die Maas, nahm die Besatzung der Festung Montmédy, die einen Ausfall gewagt hatte,


Phot. M. Obergaßner, Hoflieferant in München.
Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern.

gefangen, so daß sich Montmédy übergeben mußte, und die Armeen des Kronprinzen Rupprecht von Bayern und des Generalobersten v. Heeringen setzten



Friedrich Wilhelm,
Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen.
Nach einer Photographie von Selle & Kuntze, Hofphotographen in Potsdam.

den Kampf in Französisch-Lothringen und im Elsaß fort, wobei der Donon erobert wurde.

Aus dem weiteren Verlauf des siegreichen Vordringens sei die Einnahme von Manonvillers, des stärksten französischen Sperrforts, die Räumung Lilles, der Fall der Feste Givet, die Eroberung von Maubeuge, wobei vierzigtausend Franzosen gefangen wurden, die

Zurückwerfung von zehn Armeekorps zwischen Reims und Verdun, die Besetzung von Amiens und Reims hervorgehoben. Paris erschien durch die deutschen



Die von den Franzosen beim Rückzug gesprengte Eisenbahnbrücke bei Conflans.
Nach einer Photographie von H. Bensemann, Hofphotograph in Metz.

Truppen derartig bedroht, daß die französische Regierung ihren Sitz nach Bordeaux verlegte.

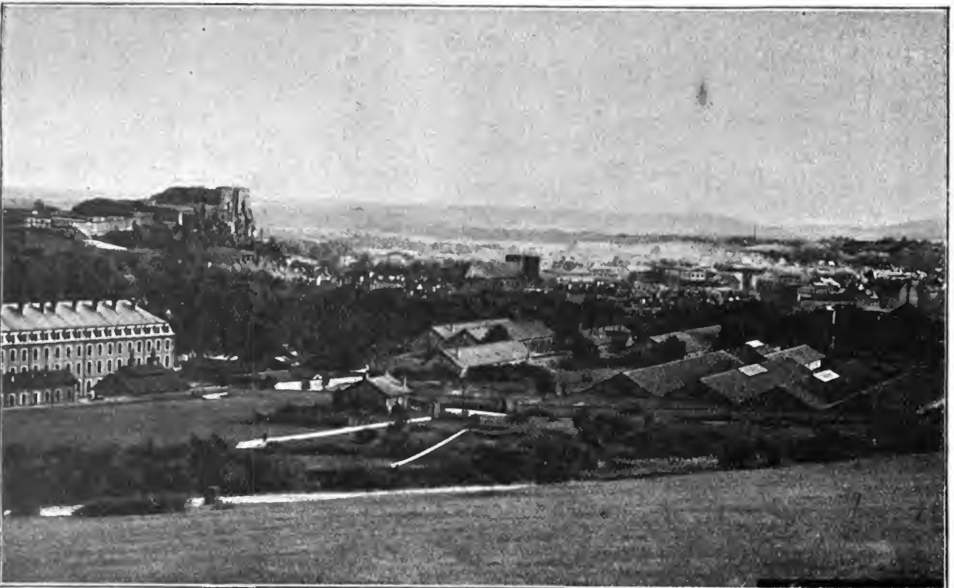
Belfort, das mit mehreren Reihen von Forts den Zugang zu Frankreich zwischen dem Jura und den Vogesen sperrt, ist zwar noch nicht belagert worden, dagegen wurden die Ausfälle seiner Besatzungstruppen in hef-

tigen Kämpfen von der deutschen Minderzahl regelmäßig zurückgeschlagen, und auch die verschiedentliche



Deutsche Proviantkolonne in einem zerstörten Dorf.
Nach einer Photographie von A. Groß in Berlin.

Verwendung von Alpenjägern, dieser französischen Elitetruppe, konnte an dem Ausgang der Vorstöße nichts ändern.



Phot. R. Spreng in Basel.

Ansicht von Belfort.



Kapitän z. S. Meyer-Waldeck.
Nach einer Photographie von Gebr. Haeckel in Berlin.

Wie er es bei der Kriegserklärung gelobte, hat die Verteidigung von Tsingtau Kapitän zur See Alfred Meyer-Waldeck, der Gouverneur des deutschen Pachtgebietes Kiautschou, mit heldenmütiger Entschlossenheit geleitet. Meyer-Waldeck wurde 1865 geboren, trat 1884 als Kadett in die Marine ein und wurde 1887 Leutnant zur See. Später wurde er im Torpedobootwesen beschäftigt. Im Jahre 1897 zum Kapitänleutnant befördert, war er Erster Offizier auf dem Kreuzer „Geier", der während der Chinawirren 1900 in Ostasien stationiert war. Die Stellung als Gouverneur von Kiautschou übernahm er im Jahre 1911.



Wie man Estragon konserviert

Von Eva Saldern

Mit 6 Bildern (Nachdruck verboten)

Als einen ihrer stolzesten Ruhmestitel betrachtet die moderne Küche bekanntlich die Kunst, fein gewürzte, zart-pikante Soßen herzustellen.

Unter den verschiedenen Gewürzkräutern, deren Gehalt an aromatisch-ätherischen Ölen bei richtiger Verwendung eine angenehme Steigerung des Gaumenreizes bedingt, erfreut sich der Estragon einer ganz besonderen und gewiß nicht unberechtigten Beliebtheit. Die ursprünglich in der Mongolei heimische, zierliche Pflanze, die in Deutschland schon seit alter Zeit kultiviert wird, dürfte ja keiner unserer Hausfrauen unbekannt sein. Sie gehört als Artemisia Dracunculus zu der Gattung der Kompositen, hat kahle, lineal-lanzettliche Blätter und fast kugelige, nickende Blüten in Rispenform. Die blühenden Stengelspitzen zeichnen sich durch einen angenehm gewürzhaften Duft und einen leicht bitteren Geschmack aus. Ihre hauptsächlichste Verwendung finden sie zur Herstellung des bekannten Estragonessigs, der aus acht bis sechzehn Teilen sehr starken Essigs und einem Teil vor der vollen Blüte gesammelten Estragonkrautes bereitet wird.

Auch für die Herstellung feiner Salate, Mayonnaisen, Soßen usw. ist dieser fertig käufliche, aromatische Essig längst beinahe unentbehrlich geworden. Aber unsere Kochkünstlerinnen machen sich einer tadelnswerten Unterlassungssünde schuldig, wenn sie die Verwendung des Estragons, der vielfach auch als „Dragunbeifuß“ bezeichnet wird, in der Küche auf den Gebrauch dieses Essigs beschränken. Die würzenden und geschmackveredelnden Eigenschaften der Pflanze können bei einer Verwendung des Krautes in seiner natürlichen Gestalt

bei vielen Speisen zu noch vollkommener Wirkung gebracht werden, als mittels des durch die Essigbehandlung gewonnenen Auszuges, und man sollte die hübsche Pflanze außerdem viel häufiger zur Garnierung kalter Schüsseln verwenden.



Die welken und kranken Blättchen werden sorgsam entfernt.

Dazu aber ist natürlich vor allem nötig, daß man jederzeit Estragonpflänzchen von tadellosem Aussehen und unverminderter Würzkraft zur Verfügung hat. Bis zum Beginn des Spätsommers bietet das ja weiter keine Schwierigkeiten; später aber sind die zu stark entwickelten Pflanzen kaum noch zu brauchen, und im

Winter sind sie überhaupt nicht mehr zu erlangen. Da nun aber gerade während der Wintermonate wohl in jeder Küche der Bedarf am größten ist, hoffen wir uns den Dank unserer Leserinnen zu verdienen, wenn wir



Die Pflänzchen werden durch Beschneiden der Größe der Flaschen angepaßt.

ihnen verraten, wie man sich mittels eines sehr einfachen Verfahrens einen genügenden Vorrat von „frischem" Dragunbeifuß auch während der kalten Jahreszeit sichern kann. Die Pflanze läßt sich nämlich ohne besondere Vorbereitungen, Umständlichkeiten und Kosten für lange Zeit konservieren, ohne in ihrem Aussehen und ihrer

Brauchbarkeit für die Küche nennenswerte Einbuße zu erfahren, und wir sind sicher, daß jede Hausfrau, die unserer Anweisung folgt, sich für die geringe Mühe hinlänglich belohnt fühlen wird.



Gewaschen und blanchiert, werden die Pflanzen zum Abtropfen in ein Sieb gebracht.

Die beste Zeit für die Beschaffung der zur Aufbewahrung bestimmten Estragonkräuter sind die Monate Juni und Juli, weil die Pflanzen dann am zartesten und vom feinsten Aroma sind. Zieht man sie im eigenen Küchengarten, so achte man darauf, daß sie bei trockenem Wetter gepflückt werden, und wähle für die Konser-

vierung die schönsten und gesündesten Exemplare aus. Gleichzeitig sorge man für die Bereitstellung einer genügenden Anzahl von Flaschen. Leere Weinflaschen eignen sich am besten, und kleinere sind den größeren



Die Pflänzchen werden in die sorgfältig gereinigten Flaschen gegeben.

vorzuziehen, weil sie die Möglichkeit gewähren, nach der Eröffnung den ganzen Inhalt auf einmal zu verbrauchen, was ja bei allen Konserven immer das empfehlenswerteste ist.

Daß die Reinigung der Flaschen mit größter Sorgfalt bewirkt werden muß, bedarf nicht erst der Er-

wähnung. Man stelle sie nach erfolgter Säuberung bis zum Augenblick der Füllung verkehrt, das heißt mit der Öffnung nach unten, auf, um das Wiedereindringen von Staub und anderen Unreinigkeiten nach Möglichkeit zu verhüten, und suche zum gleichen Zweck das ganze Verfahren, das ja ohnedies nur wenig Zeit erfordert, tunlichst zu beschleunigen.

Mit dem Herrichten der Pflänzchen beginne man erst dann, wenn man die benötigte Menge Wasser zum Feuer gestellt hat, und zwar in drei Gefäßen. Denn man braucht eines von ihnen zum Blanchieren der Estragonzweige, eines zum Auskochen der Korkstöpsel und eines, um mit seinem Inhalt die Fläschchen zu füllen. Die Vorbereitung der Pflänzchen besteht lediglich darin, daß man alle angegilbten, welken oder durch Insekten angegriffenen Blättchen sorgsam entfernt und die einzelnen Stengel in einer der Höhe der verfügbaren Flaschen entsprechenden Länge zuschneidet. Ist das geschehen, so spüle man sie gründlich und wiederholt in kaltem Wasser und bringe sie zum Abtropfen in ein mit Füßen versehenes Sieb.

In das inzwischen bis zum Kochen erhitzte Wasser wirft man nunmehr die Korkstöpsel, von deren Keimfreiheit die gute Erhaltung der Konserve in hohem Maße abhängig ist. Die kleine Ausgabe für eine entsprechende Anzahl guter und gesunder Korke darf man deshalb durchaus nicht scheuen, und man darf sich außerdem die geringe Mühe nicht verdrießen lassen, sie während des Auskochens, das mindestens fünfzehn bis zwanzig Minuten währen soll, immer wieder unter die Oberfläche des brodelnden Wassers zu drücken, da nur auf solche Art eine vollständige Abtötung aller Fäulniserreger mit einiger Sicherheit zu erwarten ist.

Nach Ablauf dieser Zeit erst werfe man die Estragon-

pflänzchen in das für sie bestimmte, stark kochende Wasser, in dem man sie vier Minuten — keinenfalls wesentlich länger — beläßt, um sie alsdann mit dem Schaumlöffel herauszufischen und aufs neue, aber nur so lange in



Die Flaschen werden mit gründlich ausgekochten Korkstöpseln verschlossen.

das Sieb zu geben, bis man sie mit den Fingerspitzen angreifen kann. In der auf unserer Abbildung ersichtlichen Weise bringe man die Stengel nunmehr in die Flaschen, das heißt so, daß das untere Ende auch in der Flasche nach unten kommt und die Pflanzen somit in derselben aufrechten Stellung bleiben, die sie im

Leben hatten. Je nach der Größe der Flaschen werden sich vier bis acht Stengel in jeder von ihnen unterbringen lassen.

Sowie eine der Flaschen gefüllt ist, gieße man so viel möglichst heißes Wasser aus dem dritten Kochgefäß hinzu, bis der Flaschenhals nur noch Raum für den alsbald einzutreibenden Korkstöpsel bietet. Da man die Pfropfen natürlich etwas stärker gewählt hat, als dem Durchmesser der Flaschenöffnung entspräche, so wird man trotz ihrer Erweichung durch den Kochprozeß vielleicht einige Mühe haben, sie an ihren Bestimmungsort zu bringen. Ein einfaches Mittel zur Erleichterung der Prozedur ist jedoch das Klopfen der Korke mit einem Hammer. Wenn das Mißverhältnis zwischen Stöpsel und Flaschenhals nicht gar zu groß ist, werden sie sich nach solcher Vorbereitung gewiß leicht eintreiben lassen.

Aber wie dicht auch immer der dadurch hergestellte Verschluß erscheinen mag, genügt er doch keineswegs, um den Eintritt von Luft und in ihr enthaltenen schädlichen Keimen sicher zu verhindern. Zu diesem Zweck bedarf es noch einer weiteren Abdichtung durch Versiegeln der Flaschen. Wem der Gebrauch des bekannten käuflichen Stangensiegellacks zu umständlich ist, der bringe in einem Gefäß, zu dessen Opferung er sich allerdings von vornherein entschlossen haben muß, ein entsprechendes Quantum geeigneten Harzes zum Schmelzen und tauche das obere Ende des Flaschenhalses unter langsamem Drehen in die dickflüssige Masse. Vor zu tiefem Eintauchen muß gewarnt werden, da es leicht ein Springen des Glases zur Folge hat.

Der in so verschlossenen Flaschen konservierte Estragon hält sich sehr lange und ist immer ohne weiteres gebrauchsfertig. Außer einer geringen Einbuße an

Farbenschönheit erfährt er keine Verminderung seiner schätzenswerten Eigenschaften, und wer sich im glücklichen Besitz des Rezepts zu einem „Hühnchen mit



Luftdichter Verschluß der zugekorkten Flaschen durch Siegellack.

Estragon“ oder einer pikanten Estragonsoße befindet, der wird diese vorzüglichen Erzeugnisse der feineren Kochkunst mit konserviertem Dragunbeifuß ebenso tadellos herstellen können wie mit frischgepflücktem.



Mannigfaltiges

(Nachdruck verboten)

Die Russen sind da! — „Abromeit — Mobilmachung!“ rief der Amtsvorsteher Felgendreh von seinem schaumbedeckten Braunen dem alten Bauersmann zu, der da mit gichtlahmen Beinen über die Stoppeln humpelte, um sich zu überzeugen, ob das junge Volk über Tage die Roggenmandeln auch nach seinem Wunsch aufgesetzt hätte.

Abromeit fuhr zusammen und richtete sich stramm in die Höhe, als fühle er sich selber urplötzlich noch einmal als Grenadier und müsse zur Fahne eilen, wie vor vierundvierzig Jahren. In seinem breiten, hart klingenden ostpreußischen Dialekt erwiderte er: „Hab's mir gedacht, Herr Amtmann. Und es ist das baste so! Kommen mußt' es doch. Alsø immer faste druff!“

„Ja, ja, stimmt schon! Und Ihr braucht nicht in Sorge zu sein um Euren Anton. Den werden wir reklamieren. Er ist ja unentbehrlich in der Wirtschaft. Ihr seid ein kranker Mann. Eure Frau habt Ihr Ostern begraben müssen. Euer Paul beim Rettungswerk ertrunken —“

„Schon gut, schon gut, Herr Amtmann!“ unterbrach der Greis den wohlmeinenden Herrn mit heftig abwehrender Gebärde. „Ich dank' auch für den guten Willen. Aber wir haben uns das all die Tag' besprochen. Mein Junge ist nicht schlechter als all die anderen. Ich werd' ihn nicht halten. Übermorgen muß er sich stellen. Der alte Abromeit ist noch lange kein Krüppel! Kann ich auch nicht selber mehr dreinschlagen, so will ich doch hier zu Hause meinen Kram in Ordnung halten. Werd' dem Jungen doch seine Freud' nicht verderben.“

Da wetterleuchtete es über des Reiters braunes Gesicht, die Spitzen seines mächtigen Schnurrbarts zuckten, er ergriff des schlichten Bauern schwielige Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Recht so, Freund! Meine fünf Jungens gehen ja auch mit, sogar der Peter, der vorgestern erst siebzehn Jahre wurde. Schade, daß wir Alten nicht mehr dabei sein dürfen! — Na, dann macht's gut, Abromeit!“

„Ja, sehr schade, Herr Amtmann!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nun hatten die letzten Heerespflichtigen das Dorf verlassen.

Vater Abromeit saß mit gefalteten Händen vor seinem armseligen Lehmhäuslein und schaute traumverloren zu den in bläuliche Dunstschleier gehüllten Föhrenwäldern hinüber. Blutrot ging die Sonne unter, ein Heimchen zirpte, im Garten blühten gelbe Sonnenblumen und ein paar weiße Rosen. — Was würde der morgende Tag bringen? Ob der Anton wohl schon seine Feuertaufe erhalten hatte? Sein Regiment stand unmittelbar an der nicht fernen russischen Grenze.

„Guten Abend, Abromeit!“ schreckte den Versonnenen eine heisere Stimme aus seinen Betrachtungen auf. Der Gastwirt Salewski, sein Hauptgläubiger, stand vor ihm mit zornrotem Gesicht und feindseligen Augen. „Hört, Abromeit,“ fuhr der Gastwirt in äußerst erregtem Ton fort, „das war eine schöne Verrücktheit von Euch, daß Ihr den Anton nicht behieltet! Ihr hättet ihn sicher frei gekriegt. Denkt nicht etwa, daß Ihr mir, weil es Krieg ist, die Zinsen zum ersten Oktober nicht pünktlich zu zahlen braucht. Und am ersten September ist der Wechsel fällig, wißt Ihr das?“

„Ich weiß es, Salewski,“ erwiderte der Bauer mit tiefem Seufzer. „Aber ich hoffe, Ihr werdet Geduld haben —“

„Ja, das denken sie alle! Aber ich brauche mein Geld sehr notwendig! — Gibt's nicht!“

„Ihr seid ein reicher Mann, habt weder Weib noch Kind.“

„Dummes Zeug! Ich brauche mein Geld — richtet Euch danach! Und wenn Ihr —“

Weiter kam er nicht, denn in diesem Augenblick stürzte jammernd und wehklagend die alte Mutter Kallweit mit aufgelösten Haaren ins Dorf und schrie: „Jesus Maria — die Kosaken, die Kosaken! — Drüben im Städtchen brennt's schon! Die Russen sind im Land! Alles wird geplündert und gemordet! Auf der Försterei kann man das Schießen hören. O Gott, du barmherziger, wir sind verloren!“ —

Und da — der Müllerwagen aus dem Nachbardorf rast, was die Pferde auslangen können, die Pappelallee herauf, beladen mit schreienden Kindern, Betten und Hausgerät. Ein blutiges Tuch trägt Müller Sudau um die Stirn.

„Sie haben auf mich geschossen!“ keucht er. „Ein Gefecht

ganz in der Nähe! Die Preußen haben gekämpft wie die Löwen. Aber zehnfache Übermacht. — In einer Stunde sind die Russen auch hier!" —

Welch eine Aufregung! Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Schreckenskunde im Dorf. Ein ungeheures Durcheinander — brüllende Rinder, kreischende Frauen, weinende Kinder, zur Besonnenheit mahnende Männer. —

Da kommt ein Radfahrer, schweiß- und staubbedeckt. Der Briefträger ist es. Vor Vater Abromeits Haus macht er halt.

„Ein Telegramm!" stößt er fast atemlos aus. „Aber Ihr seid nicht der einzige, Abromeit. Drei andere habe ich noch. Gott tröste Euch!"

Schon ist er weiter.

Mit zitternden Händen erbricht der alte Mann das Papier. — Herrgott, da steht es: „Heute nacht starb der Gefreite Anton Abromeit auf einem Patrouillenritt, von drei feindlichen Kugeln getroffen, den Tod fürs Vaterland. Das Regiment wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren."

Abromeit ließ sich als alter Kriegsmann so leicht nicht unterkriegen, des Lebens schwere Schicksalsschläge hatten ihn hart und fest gemacht. Aber zu dieser Stunde war es ihm doch, als müsse sein Vaterherz brechen in wildem Weh, als sei jetzt alles zu Ende. Sein Anton, der einzige Sohn, der einzige Mensch auf Erden, der ihm wirklich nahe gestanden! —

Und dann saß er stumpf und teilnahmlos da, hörte nicht mehr das Schreien und Jammern der Fliehenden, sah auch nicht, daß Salewski mit fahlem Gesicht und schlotternden Knien davonwankte. Ganz leise seufzte er nur in sich hinein: „Ach, daß auch du so sterben dürftest!"

Da lief der Bäcker aus dem Städtchen vorbei. Der Mann schrie so laut, daß auch Abromeit es hören mußte. „Wie die Tataren haben sie gehaust! Dem jungen Strinka hat ein Kosak die rechte Hand abgehauen. Die Schulzenfrau ist erschossen. Alles brennt, alles steht lichterloh in Flammen!"

Wie im Traum nur hört Abromeit diese Worte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es wurde Nacht. Ein linder Hauch weht durch das Laub

der alten Linden, süßer Duft entströmt den Rosen, und der Alte sitzt noch immer vor der Tür.

Da plötzlich fährt er empor und wird wach. Schüsse fallen drüben im Walde — drei, vier — eine knatternde Salve. — Vergessen ist im Augenblick das herbe Weh, straff reckt er sich empor, seine Augen weiten sich, und da sieht er über die von mildem Mondlicht überflutete Heide einen Reitertrupp gerade auf das Dorf zu sprengen. Sind das Kosaken? Sind es Preußen?

Unerschrocken bleibt er stehen auf der einsamen Dorfstraße und läßt die fünf Reiter näherkommen. Deutsche Laute hört er. Eine preußische Dragonerpatrouille muß das sein.

Schon ruft der Führer ihn an. Ob kein Weg durch das Moor nach B. führe, fragt der junge Leutnant. „Der Feind ist uns auf den Fersen," fügt er hinzu. „Wenn Ihr ein deutsches Herz in der Brust habt, dann seid uns behilflich!"

„Der alte Abromeit hat in zwei Feldzügen bewiesen, daß er ein deutsches Herz besitzt, Herr Leutnant. Ich bitte, mir zu folgen. Ich kenne den Weg," lautet die kurze Erwiderung.

Und vorwärts geht es dem sich weithin erstreckenden Moor zu. Wie goldene Ringlein zittert es vom Mondlicht auf den tiefen Wasserlöchern. Nur ganz schmal ist der Weg. Ohne Abromeits Führung würden die Dragoner ihn niemals bei Nacht gefunden haben.

Nur noch dreißig Schritte, dann ist die große Landstraße erreicht, und man darf sicher sein, daß die Verfolger die schlimme, nun bereits zwei Stunden währende Hetzjagd nicht fortsetzen werden. In den Torflöchern des Moores würde die ganze Schwadron ihren Tod finden.

Aber da ist die wilde Horde bereits am Rande unter den Weiden und Erlen angelangt. Wildes Gebrüll — Schüsse krachen. Klatschend schlagen die Geschosse in den sumpfigen Boden ein.

„Ja, die pfeifen gerade wie damals die blauen Bohnen bei Noisseville," ruft der Alte feurig aus. „Hätt's nicht gedacht, daß ich das nochmal hören würde!"

Jetzt ist die Patrouille auf festem Boden. „Gott lohn' Euch

das, tapferer Mann! Und unser Kaiser wird's Euch gedenken, wenn wir hier aufgeräumt haben," sagt der Leutnant.

Da, wieder dieses Zischen und Pfeifen.

Abromeit macht eine Kehrtwendung, um zu sehen, ob die Verfolger sich etwa doch ins Moor gewagt haben. — Nein, ihre Lanzenspitzen und Karabinerläufe blinken drüben unter den Weiden.

Aber — was ist das? — Des alten Mannes Rechte greift hastig nach der Herzgegend, er taumelt, stürzt.

„Anton — wir sehen uns wieder!" haucht er. „Für Kaiser und Vaterland!" L. Blümcke.

Ein verhängnisvoller Pirschgang. — Ein unaufgeklärtes Vorkommnis aus den Jugendjahren des Kaisers Wilhelm I. bildet bis heute der Jagdunfall, bei dem der Prinz zwei Glieder des rechten Zeigefingers verlor, eine Tatsache, die wenig bekannt ist.

Am 15. Dezember 1819 hatte sich Prinz Wilhelm, nur begleitet von dem Obersten v. Malachowski, zur Jagd auf Rehwild nach dem dem Grafen Redern gehörigen Gute Lanke bei Biesental in der Provinz Brandenburg begeben. Bei klarem Winterwetter machten sich die beiden Herren am folgenden Morgen in Begleitung eines Försters zu einem Pirschgang auf. Kaum hatte der Förster im dichten Walde die Herren verlassen, um einen in einer Schonung stehenden Bock auf den Standort des hohen Jagdgastes zuzutreiben, als ein Schuß ertönte. Gleich darauf hörte der Förster die Stimme des Obersten v. Malachowski, der ihm zurief, er solle sofort zurückkommen. Er fand die beiden Herren in großer Aufregung vor. Der Prinz saß am Boden und wickelte soeben sein Taschentuch um seine Hand. Auf des Försters entsetzte Frage, was geschehen sei, erklärte Prinz Wilhelm, sein Gewehr habe sich, als er eben die Kugel mit dem Ladestock in den Lauf treiben wollte, entladen, und dadurch sei ihm der Zeigefinger völlig zerschmettert worden. Man brachte darauf den Prinzen in einem schnell herbeigeholten Wagen nach dem Städtchen Bernau in das Haus des Postmeisters v. Glisczinski, und in Ermanglung eines Arztes amputierte hier der als Chirurg recht geschickte

Bernauer Barbier Wartenberg die völlig zerfetzten beiden Glieder des rechten Zeigefingers so gut, daß sich keine weiteren Komplikationen einstellten und der Fingerstumpf bereits nach vierzehn Tagen tadellos verheilt war.

Prinz Wilhelm soll über diesen Unfall stets sehr ungern gesprochen haben, blieb aber jedenfalls immer bei seiner ersten Darstellung, daß sein Gewehr sich von selbst entladen habe, obwohl Zweifel laut wurden, ob der Sachverhalt nicht ein ganz anderer gewesen sei. Der Förster, der damals den Prinzen und den Obersten in den Wald begleitet hatte, wollte nämlich, als er davonlief, um den Wagen zu holen, noch einen zweiten Schuß aus der Richtung gehört haben, wo die beiden Herren sich befanden. Als er dann nachher die Gewehre der Jagdgäste nach dem Schlosse trug, konnte er feststellen, daß beide Büchsen frisch abgeschossen waren, obwohl Herr v. Malachowski gar nicht zum Schuß gekommen war. Später soll er dann auch den unversehrten Ladestock der Flinte des Prinzen in einem Gebüsch unweit der Unfallstelle gefunden haben.

Die Vermutung, die der Förster Bekannten gegenüber aussprach, ging nun dahin, daß sich nicht die Büchse des Prinzen, sondern die mit Schrot geladene des Herrn v. Malachowski durch dessen Unvorsichtigkeit entladen und der Schrotschuß dem in nächster Nähe stehenden Prinzen den Finger zerschmettert habe. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme führte der Förster folgendes an: Würde die Flinte des Prinzen wirklich beim Feststoßen der Kugel losgegangen sein, so würde der mit großer Gewalt herausgeschleuderte Ladestock an den starken Ästen der Eiche, unter der die Herren im Augenblick des Unfalles standen, unfehlbar zerschmettert worden sein. Er lag jedoch vollkommen unverletzt in einem nahen Haselnußgebüsch. Dann war der erste Schuß, den der Förster hörte, und der dem Prinzen zwei Fingerglieder kostete, dem Klange nach ein Schrotschuß, dagegen der zweite, den er nachher auf dem Wege zum Schlosse vernahm, ein Kugelschuß.

Bei Hofe wurden natürlich durch Lakaiengeschwätz diese Gerüchte, Oberst v. Malachowski sei an der Verwundung des Prinzen schuld, bald allgemein bekannt. Man erzählte sich

in der Hofgesellschaft gegenseitig unter dem Siegel der Verschwiegenheit, Prinz Wilhelm verheimliche die Wahrheit nur deshalb, um dem Obersten Unannehmlichkeiten zu ersparen. Er selbst habe dem völlig verzweifelten Malachowski befohlen, den Ladestock sofort in das Gebüsch zu werfen, dann den Förster zurückzurufen und nach dem Schlosse zu schicken, noch bevor der Mann Zeit fände, die Gewehre zu untersuchen. Ebenso mußte der Oberst, als der Jäger verschwunden war, die Büchse des Prinzen gleichfalls abfeuern, um so eine Entdeckung des wahren Sachverhalts unmöglich zu machen.

Wie sich der Jagdunfall in Wirklichkeit abgespielt hat, wird nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden können. Vieles spricht dafür, daß der hochherzige Prinz seinen Jagdgefährten lediglich schonen wollte und deshalb die Vorgänge anders geschildert hat — am meisten wohl der Umstand, daß Prinz Wilhelm niemals dieses Geschehnis irgendwie berührte, vielleicht aus dem Grunde, weil es ihm wie allen wahrhaft gütigen und großmütigen Menschen unangenehm war, an eine Handlung erinnert zu werden, die so sehr für seinen in jeder Hinsicht vornehmen Charakter sprach.

An jener Stelle des Lanker Waldes befindet sich noch heute ein vom Grafen Redern errichteter Granitobelisk mit der Inschrift: „16. Dezember 1819.“ W. K.

Pflege der Verwundeten und Kranken in der Familie. — Trotz der musterhaften Einrichtung, Ordnung und Pflege in unseren Lazaretten und Krankenhäusern bietet die Privatpflege in der Familie doch große Vorteile. Man kann ganz auf die persönlichen Gewohnheiten, Wünsche und Bedürfnisse des Verwundeten eingehen; man kann viel mehr zu seiner Zerstreuung, Erheiterung und gemütlichen Aufrichtung beitragen. Die liebevolle Rücksichtnahme der Angehörigen, das beruhigende Bewußtsein, „daheim“ zu weilen, ist von äußerst günstigem Einfluß auf das Wohlbefinden, auf die Heilung des Verwundeten. Die fürsorgliche häusliche Pflege ist für den Verlauf und Ausgang des Leidens, für die Erleichterung der mit ihm verbundenen Beschwerden und Schmerzen von großer Bedeutung.

Aber sie stellt auch hohe Forderungen der Selbstzucht und Aufopferung an die Angehörigen.

Der Umgang mit Kranken erfordert Gewandtheit, Geschicklichkeit und feines Taktgefühl. Kranke sind oft sehr wunderlich und nehmen leicht etwas übel. Sie rechnen mit der Minute. Eine kleine Unpünktlichkeit in der Verabreichung der Medizin oder des Essens fassen sie als eine persönliche Vernachlässigung auf, die ihnen weh tut. Unter jeder Gleichgültigkeit leiden sie geistig und dadurch auch körperlich. Aufregung zehrt an ihrer ohnehin geringen Kraft. Auch kleine Ärgernisse regen sie in schädigender Weise auf.

Dies zu verhüten, muß die Pflegerin auch in Kleinigkeiten Selbstzucht üben. Ich habe den Schrecken mit eigenen Augen gesehen, der sich im Gesichte eines Kranken malte, so oft die Pflegerin hereintrat und jedesmal ohne Ausnahme polternd an den Kohlenkasten stieß. Keine Tür darf knarren, kein Fenster zuschlagen, kein Vorhang hin und her wehen. Man ziehe auch keine knarrenden Stiefel an.

Im Krankenzimmer soll sich jedermann ruhig bewegen, nicht übereifrig oder überstürzt; man soll aber auch nicht stumm, nur auf den Zehen umherschleichen, oder nur im mitleidsvollen Flüstertone reden, wenn man sich etwas zu sagen hat; das ist dem Patienten widerwärtig und macht ihn nervös. Jeder Hantierung, die in seinem Zimmer vorgenommen wird, muß er mit den Augen folgen können; denn bleibt er über etwas im unklaren und ungewissen, so wird er gleich beunruhigt und fängt an zu grübeln. Auch setze man sich stets ihm gegenüber an das Fußende, damit er nicht nötig hat, erst den Kopf mühsam zu wenden, um den Sprecher anzusehen; aber auf das Bett selbst setze man sich nicht, denn die meisten Patienten können das durchaus nicht leiden.

Hat der Verwundete früh die erste Mahlzeit eingenommen, so wird er gewaschen. Eine Reinigung des Gesichts und der Hände muß jeden Morgen gewissenhaft vorgenommen werden, ebenso muß der Kranke die Zähne putzen und den Mund spülen; ist er dazu nicht imstande, so wische man ihm mit einem feuchten Tuche den Mund aus. Täglich sind auch Haare und

Bart zu kämmen und zu bürsten. Wohltuend und nützlich ist wöchentlich ein Vollbad; man frage aber vorher den Arzt. Häufiger Wechsel der Wäsche ist durchaus notwendig; sie wird im Winter vor dem Anziehen gewärmt. Am bequemsten ist ein Hemd, das hinten mit Bändern zugemacht wird. Ist ein Arm verwundet, so kommt beim Anziehen dieser verletzte Arm zuerst, beim Ausziehen der gesunde zuerst an die Reihe. Das Bett des Patienten ist aufs peinlichste in Ordnung zu halten; die Kissen müssen öfters aufgeschüttelt, das Betttuch glatt gestrichen und von Brotkrumen und so weiter gesäubert werden.

Man tut gut, die vorzunehmenden Arbeiten, nach Tageszeiten geordnet, sich zunächst aufzuschreiben, bis sie einem in Fleisch und Blut übergegangen sind. Die Pflegerin soll auch ihre Beobachtungen über etwaige Änderungen im Verhalten und Befinden des Kranken zu Papier bringen, damit sie dem Arzt, der ihn ja nur seltener und vorübergehend sieht, genau mit Zeitangabe berichten kann, was seit seinem letzten Besuche vorgegangen ist. Besonders auf den Verband des Verwundeten soll man stets ein wachsames Auge haben. Spricht eine plötzlich eingetretene Rötung oder Durchtränkung des Verbandes mit Blut für eine stärkere Entzündung oder Blutung, so muß der Arzt unverzüglich benachrichtigt werden. Morphiumeinspritzungen darf man nur nach ärztlicher Verordnung vornehmen, nie nach Wunsch des Patienten. Die Morphiumspritze selbst darf niemals im Krankenzimmer bleiben, sondern muß an einem versteckten Orte eines anderen, entfernten Zimmers aufbewahrt werden. Dr. C. Th.

Der neue Papst. — Zum Nachfolger Pius' X. auf dem Stuhle Petri ist Kardinal Giacomo della Chiesa, Erzbischof von Bologna, gewählt worden. Er hat sich für den Namen Benedikt XV. entschieden. Der neue Papst wurde am 21. November 1854 in Pegli in der Diözese Genua als Sprößling einer alten Adelsfamilie geboren. Seine Studien betrieb er in der kirchlichen Adelsakademie und empfing am 21. Dezember 1878 die Priesterweihe. Darauf trat er in die theologische Akademie ein, wonach er in das Sekretariat für besondere Kirchenangelegenheiten aufgenommen wurde. Der Sekretär dieser Ab-

teilung war Rampolla. Auf dessen Veranlassung schlug er die diplomatische Laufbahn ein und begleitete Rampolla, als



Papst Benedikt XV.

dieser die Stellung eines päpstlichen Nunzius in Madrid übernahm, 1883 nach der spanischen Hauptstadt.

Nach der Ernennung Rampollas zum Kardinal und Staatssekretär unter Papst Leo XIII. kehrte er nach Rom zurück,

worauf er 1901 zum Substitut im Staatssekretariat ernannt wurde. Diese Stellung bekleidete er auch noch einige Zeit unter dem späteren Staatssekretär Kardinal Merry del Val. Am 16. Dezember 1907 wurde er zum Erzbischof von Bologna erhoben, und am 20. Mai 1914 wurde ihm die Kardinalswürde verliehen. Th. S.

Daß Tiere einander das Leben retten, ist schon häufig beobachtet worden. Recht bemerkenswert erscheint hierbei die Tatsache, daß es sich bei diesen Vorfällen oft um Tiere handelt, die sich sonst feindlich gesinnt sind. Das Gefühl des Mitleids, das die helfenden Tiere zu der Rettungstat drängt, entspringt mithin durchaus nicht immer einer schon vorher bestehenden freundschaftlichen Zuneigung.

Auf dem Dampfer „Viktoria" der Woermannlinie befanden sich einmal zwei Reisende, die jeder einen Hund mit nach Südwestafrika nahmen. Obwohl der Terrier „Fox" und der Pudel „Mohr" nun die einzigen ihres Geschlechts auf dem Schiffe waren, vertrugen sie sich derart schlecht miteinander, daß man sie nach ein paar Beißereien, bei denen Mohrs eines Ohr stark zerfetzt wurde, an die Leine legen mußte, um weiteren Feindseligkeiten ein Ende zu machen. Beim Eintreffen in Swakopmund wurde Fox dann durch das Tau eines Dampfkrans, in das er sich verwickelt hatte, über Bord geschleudert. Die See ging ziemlich hoch und warf den Terrier so kräftig gegen die Bordwand, daß er halb betäubt langsam untersank, noch bevor man ihm Hilfe bringen konnte. Da sprang der Pudel, der sich an der Reeling aufgerichtet und den Unfall beobachtet hatte, plötzlich, ohne daß ihn jemand dazu ermuntert hätte, seinem Feinde nach, tauchte unter und brachte ihn, indem er ihn mit den Zähnen im Genick gepackt hielt, glücklich wieder an die Oberfläche, wo bald hilfsbereite Matrosen beide Hunde in ein Boot zogen.

„Eine Katze", so berichtet eine Tierschutzzeitung, „hatte vier Junge zur Welt gebracht, und der Besitzer ließ drei von den kleinen, neugeborenen Tierchen in den Fluß werfen. Zwei gingen gleich unter, das dritte aber war kräftiger und vermochte sich kurze Zeit über Wasser zu halten. Durch das klägliche

Miauen angelockt, eilte eine Hündin herbei, sprang ins Wasser, packte das Kätzchen, schleppte es ans Ufer und trug es zu ihren eigenen Jungen. Sie übernahm dann auch die Pflege und Ernährung des hilflosen kleinen Tieres."

Eine indische Zeitschrift wieder erzählt folgenden Fall: „Nördlich von Patna befindet sich an einer flachen Stelle des Ganges die Elefantenschwemme, wo täglich Dutzende dieser Riesentiere ihr Bad nehmen. Als nun eines Tages bei einem Frühjahrshochwasser der mächtige Fluß gefährliche Strudel bildete, fiel von einem vorüberfahrenden Dampfboot ein Hund ins Wasser und wurde von der Strömung schnell an eine Stelle geführt, wo ein großer Wirbel alle in der Nähe vorbeitreibenden Gegenstände — Baumäste, Bretter, losgerissene Grasstücke — mit unheimlicher Gewalt förmlich verschluckte. Der Hund, der die drohende Gefahr ahnen mochte, stieß ein klägliches Geheul aus und versuchte mit ganzer Kraft gegen die kreisende Flut anzukämpfen. Diesen Vorgang bemerkte ein Elefant, der sich in der Nähe soeben mit Hilfe seines Rüssels eine ausgiebige Dusche zuteil werden ließ. Trotz des Verbotes seines Führers watete der Elefant plötzlich auf den bereits versinkenden Hund zu und bekam ihn noch im letzten Augenblick glücklich mit dem Rüssel zu packen. Dem gewaltigen Dickhäuter vermochte der Strudel natürlich nichts anzuhaben, und so erreichten beide Tiere wohlbehalten das Ufer." W. K.

Noch einmal! — Im Jahre 1701 zog König Philipp V., der erste Bourbon auf spanischem Throne, in das schöne Land ein, das ihm laut Testament Karls II. zugefallen war. Die Einwohner der Stadt Mont-de-Marsan gingen dem verehrten Gliede ihrer Königsfamilie zur Begrüßung entgegen, und beim Zusammentreffen beider Züge hielt Philipp in seiner Staatskutsche an, um den Bürgermeister der Stadt an sich herankommen zu lassen.

Dieser war ein jovialer Herr und konnte hübsche Verse machen, sie sogar in Musik setzen und verstand auch gut zu singen. Daher redete er den jungen Fürsten nach tiefer Verbeugung also an: „Begrüßungsreden, Sire, sind langweilig zu halten und langweilig zu hören. Daher will ich, wenn Eure Majestät

gestatten, die Gefühle, die mein und meiner Mitbürger Herz bewegen, in Versen und Tönen ausdrücken."

Der junge König neigte zustimmend das Haupt, und der Bürgermeister sang ihm nun sein Begrüßungsgedicht vor. Philipp, der schon viele Reden über sich hatte ergehen lassen müssen, fand diese Abwechslung sehr angenehm und sagte wohlgefällig: „Noch einmal!"

Daraufhin brachte das Oberhaupt von Mont-de-Marsan sein Lied mit stark gewachsenem Selbstvertrauen ein zweites Mal zu Gehör. Der König dankte ihm herzlich und reichte ihm zur Belohnung zehn Louisdor.

Das gefiel nun wieder dem Bürgermeister sehr gut, und indem er Philipps Stimme und sein verbindliches Lächeln nachahmte, wiederholte er dessen Worte: „Noch einmal!"

Da lachte der König hellauf, reichte ihm noch weitere zehn Louisdor hin, gab aber zugleich dem Kutscher Befehl, weiterzufahren. C. D.

Die Abneigung der Iren gegen die Engländer. — Die ganze Geschichte Irlands, von den sagenhaften Zeiten der Skoten und Pikten bis in unsere Tage, ist voll offenen und versteckten Widerwillens gegen die habgierigen Briten, die keines ihrer Krämerkunststücke unversucht ließen, um ohne viele eigene Kosten des benachbarten Inselreichs völlig habhaft zu werden. Wenn der Irenführer Redmond sich für den Krieg gegen Deutschland erklärt hat, so darf man daraus noch lange keine Liebe der Iren insgesamt für England herleiten. Ihr keltisches Blut mag vielleicht jetzt ein wenig für Frankreich wallen; mit den anglonormannischen Engländern, von denen sie nationale und religiöse Gegensätze scharf trennen, verbinden sie in der jetzigen Zeit einzig und allein Erwägungen der politischen Klugheit.

Die wahren Gefühle der Iren Amerikas, zwanzig Millionen an Zahl, die diese Erwägungen nicht zu teilen brauchen, vermag eine Anekdote zu beleuchten, der keine tatsächliche Begebenheit zugrunde liegen mußte, um ihr in den Vereinigten Staaten die Volkstümlichkeit zu verschaffen, der wir ihre Kenntnis verdanken. Nach dem amerikanischen Bürgerkrieg treffen

zwei befreundete Iren unterwegs einen bettelnden Engländer, dem ein Arm und ein Bein fehlt, und dem sich außerdem noch eine breite Schramme quer über das ganze Gesicht zieht. Der eine Ire greift in die Tasche und gibt einen Cent als Almosen, der andere eine Dollarnote.

Erstaunt fragt der erste: „Was ist los? Warum so viel?"

„Weißt du," sagt der andere, „das ist der erste Engländer, der nach meinem Geschmack hergerichtet ist." K. Th. S.

Retter wider Willen. — Der Bankier Howgard hatte eines Vormittags in einem Vorort von New York eine geschäftliche Besprechung mit dem Leiter einer großen Fabrik gehabt. Als er das Direktionsgebäude verließ und auf die Straße hinaustrat, wo sein Auto auf ihn wartete, nahte sich sehr eilig ein elegant gekleideter Herr, der eine kleine Ledertasche in der Hand hielt und Howgard schon von weitem zuwinkte. Der Bankier öffnete die Tür seines Autos und blieb dann stehen, obwohl er selbst nicht viel Zeit hatte.

Der Fremde war inzwischen näher gekommen und rief ganz atemlos, indem er seinen Hut lüftete: „Ich bin der Arzt Doktor Wilson. Soeben wurde ich telephonisch zu einem Kranken gerufen. Es liegt ein schwerer Fall von Vergiftung vor. Mein Suchen nach einem Auto war vergeblich. Im Namen der Barmherzigkeit — bringen Sie mich schleunigst nach der 16. Straße! Ein Menschenleben ist in Gefahr!"

Howgard nickte nur, und beide stiegen schleunigst ein, nachdem der Lenker verständigt war.

Ohne auf das am Ende der Straße laut werdende Geschrei zu achten, ließ der Mann den Wagen anfahren und steuerte ihn in schnellstem Tempo nach dem angegebenen Ziele.

Der Arzt hatte sich aufatmend in die Polster zurückgelehnt, wischte sich zunächst den Schweiß von der Stirn und bedankte sich dann bei dem Bankier aufs wärmste für die menschenfreundliche Hilfe. Howgard lehnte jeden Dank ab, denn in einem solchen Falle hätte wohl niemand sich geweigert, seinen Wagen zur Verfügung zu stellen, meinte er.

In der 16. Straße, die man nach knappen fünf Minuten erreichte, sprang Doktor Wilson aus dem Auto, drückte dem

Bankier nochmals die Hand und verschwand in dem Hause Nummer 18, während Howgard dem Zentrum der Stadt zufuhr.

Am Abend desselben Tages las der Bankier in einer Zeitung folgenden Bericht über einen in dem Postamt eines Vorortes verübten Raubanfall: „Dem Angestellten einer Firma, der heute vormittag gegen halb zwölf Uhr auf dem Postamt in der Bersonsstraße größere Einzahlungen machen sollte, wurde plötzlich, als er den gerade menschenleeren Vorraum der Post durchschritt, von einem Unbekannten Pfeffer in die Augen gestreut und dann die Handtasche, in der sich gegen viertausend Dollars in Gold und Banknoten befanden, entrissen. Auf das Hilfegeschrei des Geblendeten eilten sofort Leute herbei, die augenblicklich dem Diebe nachsetzten, der eben um die nächste Straßenecke verschwand. Leider blieb die weitere Verfolgung ergebnislos, da in der Nähe auf den Räuber ein Auto wartete, das in schnellster Fahrt davonraste, nachdem dieser kaum eingestiegen war."

Der Bankier ließ die Zeitung sinken. Mit einem Schlage tauchte ein böser Verdacht in ihm auf. Die Bersonsstraße in jenem Vorort, der Mann mit der Handtasche — alles stimmte. Dieser Doktor Wilson, der zu dem Vergifteten eilen wollte, war offenbar der Dieb gewesen! Und er, der ahnungslose Howgard, hatte dem Gauner durch seine Menschenfreundlichkeit das Entkommen erleichtert!

Sofort ließ der Bankier sich telephonisch mit der Polizei verbinden und meldete dieser sein Abenteuer vom Vormittage sowie die Vermutungen, die jetzt nach der Lektüre jenes Berichtes in ihm aufgestiegen waren. Die Polizei fragte, um Klarheit zu gewinnen, umgehend in der Nummer 18 der 16. Straße nach, ob dort jemand erkrankt sei. Die Antwort lautete verneinend. Nunmehr war es nicht weiter zu bezweifeln, daß Howgard tatsächlich den Spitzbuben vor den Verfolgern gerettet hatte. —

Ähnlich erging es im Frühjahr 1910 dem Majoratsherrn Freiherrn v. S. Dieser, dessen Besitzung in der Nähe von Frankfurt a. O. liegt, verließ eines Morgens in Begleitung

seiner Gattin im geschlossenen Auto die Reichshauptstadt, um nach seinem Gute zurückzukehren. Etwa fünfzehn Kilometer vor Frankfurt hielt der Wagen plötzlich. Der Lenker sprang ab und meldete Herrn v. S., daß vor ihnen mitten auf der Straße ein Mensch liege. Die flüchtige Besichtigung ergab, daß der Betreffende, ein anständig gekleideter Mann, eine Wunde an der Stirn hatte und offenbar ohnmächtig war. Der Freiherr trug darauf mit Hilfe des Chauffeurs den Fremden in sein Auto und nahm ihn mit nach seinem Gute, da man unterwegs keine Ortschaft mehr passierte, wo der Verletzte hätte abgeliefert werden können. Als man ihn dann in einer Stube des Inspektorhauses untergebracht und die Wunde an der Stirn, die im übrigen recht unbedeutend war, ausgewaschen hatte, kam er zu sich und erzählte dem Freiherrn folgendes. Er sei der Privatdozent Doktor Friedrich Möller von der Berliner Universität und habe heute morgen in aller Frühe auf seinem Rade nach Berlin fahren wollen. Unterwegs sei er dann von einem Manne, der ihm entgegenkam, überfallen und mit einem Stock vom Rade geschlagen worden. Weiter könne er über den Vorfall nichts angeben, da er wohl mehr vor Schreck als infolge des Stockhiebes das Bewußtsein verloren habe.

Es stellte sich dann heraus, daß Doktor Möller von dem Strolch vollständig bis auf die kleinste Kleinigkeit ausgeplündert war. Sogar die Radlermütze schien der Attentäter mitgenommen zu haben.

Der Majoratsherr zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Angaben, zumal Doktor Möller ein äußerst gewandtes Auftreten besaß und auf der linken Wange einen flotten Schmiß hatte, der ihn als Akademiker auswies. Der Privatdozent tat dann sehr bestürzt, als er erfuhr, daß es inzwischen zwei Uhr nachmittags geworden sei. Auf des Gutsbesitzers teilnehmende Frage erklärte er, er müsse unbedingt um sechs Uhr abends in Berlin sein, da er um sieben im Kultusministerium einen wissenschaftlichen Vortrag zu halten habe. Seine Absicht sei ja auch gewesen, von der nächsten Station aus die Eisenbahn zur Weiterfahrt zu benützen, damit er ja zur Zeit in Berlin eintreffe.

Der Majoratsherr ließ darauf den jungen Gelehrten, nachdem dieser noch an dem Mittagessen im Gutshause hatte teilnehmen müssen, in seinem Auto nach der Reichshauptstadt zurückbefördern, da der Dozent mit der Eisenbahn zu seinem Vortrag nicht mehr zurechtgekommen wäre. Der liebenswürdige Freiherr half seinem Gast sogar noch mit einem Mantel aus, worauf der Doktor sich mit herzlichen Dankesworten verabschiedete und davonfuhr.

Inzwischen hatte sich auch in dem zum Gute gehörigen Dorfe die Geschichte von dem Überfall auf den Berliner Gelehrten herumgesprochen. Abends gegen acht Uhr ließ sich der Ortsgendarm bei dem Majoratsbesitzer melden und bat um eine genaue Personalbeschreibung des angeblichen Möller. Kaum hatte Herr v. S. den Schmiß erwähnt, als der Beamte auch schon Bescheid wußte. Doktor Möller war niemand anderes gewesen, als der berüchtigte Berliner Einbrecher Seiffert, der am Morgen aus der nahen Irrenanstalt Herzberge, wohin man ihn vor acht Tagen zur Beobachtung seines Geisteszustandes gebracht hatte, ausgebrochen und ohne Kopfbedeckung geflüchtet war. Da sofort eine ganze Anzahl von Wärtern seine Verfolgung aufgenommen hatte und ihm ein Entkommen mit dem geringen Vorsprung daher recht ungewiß erscheinen mußte, hatte er den Bewußtlosen gespielt — eben in der Hoffnung, daß das herannahende Auto ihn irgendwohin mitnehmen würde. Sein späteres Verhalten hatte der verschlagene Verbrecher dann aufs geschickteste den Umständen angepaßt, sich schnell zum Privatdozenten gemacht und das Märchen von dem Vortrage vor dem Minister erfunden, eine Schwindelei, die ihre Wirkung nicht verfehlte und den Freiherrn veranlaßte, dem Herrn Doktor sein Auto zur Verfügung zu stellen.

Der „Schmiß“ des Einbrechers, der früher Maschinentechniker gewesen war und nie anders als in Zylinder und Lackschuhen auftrat, stammte von einer Messerstecherei her, während das sichere Auftreten die Folge einer jahrelangen internationalen Tätigkeit als Geldschrankknacker war.

Eine Woche später erhielt der Majoratsbesitzer aus Köln einen ironisch gehaltenen Brief, in dem Seiffert sich für die

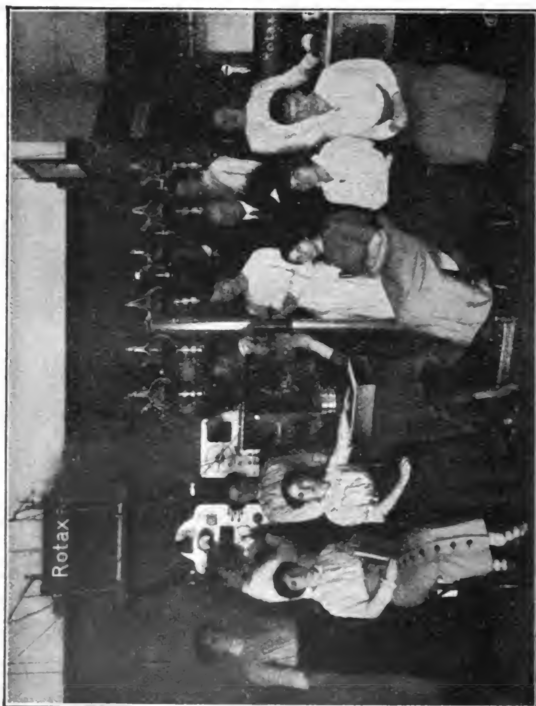
freundliche Hilfeleistung bei seiner Flucht bedankte und bat, den beifolgenden Zehnmarkschein dem Chauffeur als verspätetes Trinkgeld aushändigen zu wollen. W. K.

Ein neuer Frauenberuf. — Die Röntgenstrahlen, jene großartige Entdeckung des Münchener Physikers, bringen jetzt auch unseren im Felde Verwundeten tausendfach Segen. Alle größeren Feld-, Kriegs- und Reservelazarette sind mit Röntgenapparaten ausgestattet. Sicher und schmerzlos zeigen die Röntgenstrahlen Knochenbrüche sowie den Sitz einer Kugel und ersparen dem Arzt viel Zeit und dem Verletzten viele Schmerzen. Die sonstige umfangreiche ärztliche Tätigkeit in diesen Lazaretten erlaubt es dem Arzt nicht, selbst die Röntgenuntersuchungen vorzunehmen. Er muß hier eine Hilfskraft haben. So hat sich ein neuer Berufszweig entwickelt, der sich für die Frau vorzüglich eignet; sie soll als Röntgenschwester dem Arzte helfend zur Seite stehen.

Wie in Kriegszeiten besonders die Röntgendurchleuchtung und -photographie zur Anwendung kommt, so tritt im Frieden dazu noch die Behandlung mit Röntgenstrahlen, deren Entwicklung als Tiefentherapie immer weitere Fortschritte macht. Auch hier ist eine ständige Beobachtung der Röntgenröhre, ein aufmerksames Verfolgen der Funktionen der verschiedenen Nebenapparate vonnöten. Das beansprucht viel Zeit, die der Arzt meist nicht übrig hat. So findet denn auch in Friedenszeiten die Röntgenschwester überall Beschäftigung, da oft stundenlang eine Überwachung der Apparate notwendig ist. Eine Röntgenschwester bekommt gewöhnlich bei freier Station hundert, sonst bis zu zweihundert Mark Gehalt für den Monat.

Die Röntgentechnik zu erlernen, bietet keine größeren Schwierigkeiten; auch an die Vorbildung der Schwestern werden keine hohen Anforderungen gestellt. Die Ausbildung zur Röntgenschwester dauert je nach Auffassungsgabe sechs bis acht Wochen. Dabei werden die erforderlichen Grundbegriffe der Elektrotechnik gelehrt, die Konstruktion des Röntgeninstrumentariums und seiner einzelnen Bestandteile, seine regelrechte Handhabung, besonders die genaue Kenntnis der Röntgenröhre und ihre Behandlung, sowie auch der erforder-

lichen Hilfsapparate werden theoretisch besprochen, und ihre Anwendung wird praktisch geübt. Die Röntgenschwester lernt selbständig arbeiten, Zeit- und Momentaufnahmen machen und die Platten kunstgerecht photographisch entwickeln. Ebenso



Röntgenkursus zur Ausbildung von Röntgenschwestern.

werden die gebräuchlichen therapeutischen Dosierungsmethoden so geübt, daß die Schwester die vom Arzt gegebene Anordnung sachgemäß allein ausführen kann.

Seit Jahren finden in der Elektrizitätsgesellschaft „Sanitas" zu Berlin dauernd Kurse für Röntgenschwestern statt. Die

Röntgenschwester lernt hier gründlich alles, was sie später braucht. Die Firma steht mit Sanatorien, Kliniken sowie mit den Privatärzten, die sich mit dem Röntgenverfahren beschäftigen, in Fühlung und kann den Schwestern behilflich sein, eine Stellung zu finden und ihre erworbenen Kenntnisse praktisch auszunützen.

Da zur Röntgenarbeit keine besonderen Körperkräfte nötig sind, da zum Beispiel auch Nachtwachen von der Röntgenschwester nicht erwartet werden, da ferner bei der heutigen Entwicklung der Technik alle Röntgeninstrumentarien derartig eingerichtet sind, daß weder der Operateur noch die Röntgenschwestern Schaden an ihrer Gesundheit nehmen können, so ist dieser neue Erwerbszweig für Damen leichter, lohnender und dabei nicht weniger abwechslungsreich als der sonstige Krankenpflegeberuf. —l.

Ein Sänger und ein Held. — In der kürzlich erschienenen großen Liliencronbiographie von Heinrich Spiero werden auch die Kriegserlebnisse des Dichters genauer erzählt. 1866, bei Nachod, kam der blutjunge Leutnant zum ersten Male ins Feuer. Er stürmte mit seinen Füsilieren einen von feindlichen Jägern gehaltenen Hügel, forderte einen Jägeroffizier zur Ergebung auf, bekam aber statt jeder Antwort einen Revolverschuß in die Seite. Sein Sergeant Nimphius durchbohrte im nächsten Augenblick den Offizier mit dem aufgepflanzten Seitengewehr. Liliencron selbst erwachte aus langer Ohnmacht in einem kleinen Forsthaus, wohin man ihn getragen hatte. Offenbar hatte man ihn für tot gehalten, denn bis auf das zerrissene Hemd und das linke aufgetrennte Hosenbein waren alle seine Bekleidungsstücke und Wertgegenstände verschwunden. Er schwamm in Blut, um ihn die wie die Heringe zusammengepferchten übrigen Verwundeten und Sterbenden.

In der Eile wurde ihm ein Pflaster auf die Wunde geklebt, dann fühlte er sich, obwohl er nicht gehen konnte, wohler und ließ sich von einem sterbenden hohen österreichischen Offizier einen Abschiedsbrief diktieren. Nach diesem Liebesdienst versuchte er zu seinem auf dem Schlachtfeld biwakierenden Regiment zu kommen, und da man es nicht erlauben wollte, kniff er

einfach aus, nachdem er sich notdürftig bekleidet hatte. In der Feldmütze eines gefallenen Füsiliers und in seidenen Damenballschuhen, die er in dem Häuschen aufgestöbert hatte, gelangte er glücklich zum Regiment, wurde von seinen Leuten mit Hurra empfangen und hat dann, da die älteren Offiziere verwundet oder gefallen waren, die Kompanie in den Gefechten bei Schweinschädel und Gradlitz hoch zu Roß in der beschriebenen Kopf- und Fußbekleidung geführt.

Schließlich aber begann seine Wunde heftig zu schmerzen, und der sie untersuchende Oberstabsarzt schlug die Hände überm Kopf zusammen: aus Versehen hatte man die Wunde mit einer spanischen Fliege geschlossen!

Im Deutsch-Französischen Kriege leistete sich der Dichter ein anderes Stückchen. Am 1. September bei Noisseville wurde sein Regiment vom Fort Saint Julien aus unaufhörlich beschossen. Liliencron fand zwei Drückeberger von einem anderen Regiment in sicherem Versteck, holte sie heraus und marschierte mit ihnen mitten ins Feuer. Dort kommandierte er: „Achtung, präsentiert das Gewehr!“ und stand mit gesenktem Degen regungslos zwei Minuten neben den präsentierenden Leuten, ehe er sie wieder entließ. Das trug ihm offiziell zwar einen strengen Verweis, aber privatim ein Lob vom Obersten ein.

Überhaupt mußte sein Oberst den Tatendrang des jungen Leutnants manchmal dämpfen. Wie zum Fest marschierte er in die Schlacht und zog sich übermütig vor aller Augen ein Paar tadellose neue weiße Handschuhe an, bis der Oberst ihm klarmachte, daß sein übermütiger Scherz zu dem bitteren Ernst der Stunde nicht recht passe. Auch 1870 wurde Liliencron verwundet, und seine letzte Reise, die er fast vierzig Jahre später unternahm, galt den Schlachtfeldern, auf denen er geblutet hatte. C. B.

Eine verschollene Mine. — Um das Jahr 1660 verliebte sich ein Spanier in Peru, namens Jose Salcedo, in eine Indianermaid. Er war keiner von der gewöhnlichen Sorte spanischer Abenteurer, wie sie damals nach Amerika kamen, und er tat etwas in jenen Tagen fast Unerhörtes: er heiratete nämlich das indianische Mädchen.

In Anerkennung hierfür zeigte ihm die Mutter des Mädchens eine Silberader von geradezu beispielloser Ergiebigkeit. Salcedo bearbeitete sie heimlich und gewann großen Reichtum aus ihr — leider zu viel für sein Glück und sein Leben! Denn sein Reichwerden rief die Gier des spanischen Vizekönigs, des Grafen Lamos, wach. Dieser ließ einfach Klage auf Hochverrat gegen Salcedo erheben, und auf Hochverrat stand Todesstrafe sowie Beschlagnahme aller irdischen Güter des betreffenden Unglücklichen.

Ohne wirklichen Prozeß wurde Salcedo verurteilt, war doch sein Urteil schon im voraus gesprochen. Vergeblich war daher auch sein Ersuchen um die Erlaubnis, in Madrid Berufung gegen den Spruch des Gerichtes einzulegen, und sein Anerbieten, für die ganzen fünfzehn Monate, die bis zum Eintreffen einer Antwort aus Madrid hätten verstreichen müssen, zwei Barren Silber für jeden Tag zu zahlen. Der Vizekönig schlug das Ersuchen rundweg ab und ließ Salcedo im Jahre 1669 hängen.

Doch sein Verbrechen brachte ihm nichts ein, denn die Indianer rächten den Tod ihres spanischen Freundes dadurch, daß sie das noch immer nicht allgemein bekannte Bergwerk vollständig zerstörten, alle Räume mit Wasser füllten und den Eingang so geschickt verbargen, daß dieser niemals hat entdeckt werden können. Weder Versprechungen noch Drohungen konnten ihnen ihr Geheimnis entlocken, und die Mine ist verschollen geblieben bis zum heutigen Tage. O. v. B.

Soldatenaberglaube. — Es liegt ein stetes Verlangen im Menschenherzen, den Schleier zu lüften, der die Zukunft verhüllt, und der Drang danach findet seinen Ausdruck im Volksaberglauben. Von diesem unwillkürlichen Streben, das wir Aberglauben nennen, kann sich kein Stand freisprechen. Dem Aberglauben huldigt der Schiffer an der See, der Jäger auf der Jagd, der Schauspieler auf der Bühne, der Landmann bei seinem Ackerwerk, der Künstler, der Gelehrte, der Flieger, der Arbeiter, Männer und Frauen, alt und jung. Auch der Wehrstand macht keine Ausnahme.

Zur Zeit der gewaltsamen Aushebungen schützte man sich vor dem Kriegsdienst nach dem Aberglauben, wenn man Kirch-

hofserde in der rechten Tasche trug. Die Erde mußte vom jüngsten Grabe sein. Man steckte sie in Papier gewickelt in die Tasche oder streute sie in die Stiefel. Im Oldenburgischen trug man eine Hasenpfote auf dem bloßen Leibe oder Totenzähne in der Tasche. Oder man löste auf dem Kirchhofe um Mitternacht ein Stück von einem Kreuze ab und steckte es zu sich, oder ließ sich eine Hand oder einen Fuß von einem Kruzifix in den Ärmel nähen, um militärfrei zu bleiben.

Wer aber hinausziehen mußte auf das blutige Feld, dem gab liebende Sorge einen „Waffensegen“ mit zum Geleit. Ein solcher aus der Zeit König Konrads des Saliers (1024—1039) stammend, lautet: „Das heilige Kreuz des Herrn gesegne mich heute von oben bis unten; mein Leib sei wie Knochen, mein Herz wie Stahl, mein Haupt wie Stein. Der gute heilige Martin pflege meiner, der gute heilige Peter und der heilige Stephan gesegne mich heute vor aller meiner Feinde Waffen.“ Einen anderen Zauberspruch teilt Wuttke in seinem „Volksaberglauben“ mit. Er stammt aus uralter Zeit und lautet: „Ich beschwöre dich Geschütz, Säbel und Messer und eben alle Waffen, bei dem Speer, der in die Seiten Jesu gegangen ist, daß Blut und Wasser herausgeflossen, daß er mich als einen Diener Gottes nicht beleidigen lasse im Namen Gottes.“

Da nach Erfindung des Schießpulvers die bisherige Lebensgefahr des Kriegers noch mehr erhöht wurde, so mußte man nun noch eifriger auf lebensichernde Mittel bedacht sein. Unter diesen nahm bald das sogenannte „Nothemd“, auch wohl „St. Georgenhemd“, den ersten Platz ein. Dies zauberische Untergewand mußte an einem gewissen Abend des Jahres von Jungfrauen angefertigt werden, indem sie „in des Teufels Namen spinnen, weben und nähen müssen, bis es in der Länge von dem Halß bis auff den halben Mann mit beyden Ärmeln also verfertigt worden, daß auf die Brust zwey Häupter, eines auf der rechten Seyten, mit einem langen Bart und Helm, das andere auf der linken Seyten mit einer erschröcklichen, doch gekrönten Teufelsgestalt angenähet worden“.

Außer dem verbreiteten „St. Georgenhemd“ schützten aber auch talergroße, mit allerlei Zeichen und Figuren, zum Teil

mit Fledermausblut bemalte „Zeddel“, als Amulette von ängstlichen Kriegern getragen, gegen Verwundungen. Der Passauer Henker Kaspar Neithardt hatte Anno 1661 den böhmischen Soldaten dergleichen Zauberpapier für schweres Geld abgegeben, daher die Bezeichnung „Passauer Kunst“. Und dieser Aberglaube findet sich noch reichlich im letztvergangenen Jahrhundert vor. Viele zum Sonderbundskrieg 1847 einberufene Schweizer ließen sich hieb-, stich- und kugelfest machen. Ja, wegen des großen Bedarfes wurden die Formeln auch gedruckt und lithographiert, zum Beispiel auch in Hamburg 1849 zur Zeit des Krieges mit Dänemark, wo die deutschen Soldaten die Zettel zu Tausenden kauften und bei sich trugen, auch sie verschluckten, um sich gegen Schuß und Hieb „fest“ zu machen. Ebenso war es bei dem Kriege in Italien 1859, wo ein Buchhändler solche Zauberzettel ausgab, deren Hersagung vor aller Leibes- und Todesgefahr vollkommen sichere. Auf den böhmischen Schlachtfeldern 1866 wurden viele solcher Zettel gefunden, und sie wurden auch noch 1870 in den Krieg mitgenommen.

Ein solcher lautet: „Heiliger Schutzbrief im Namen Gottes. So wie Christus im Ölgarten stillstand, so sollen alle Geschütze stillstehen. Wer dies bei sich trägt, dem wird nichts schaden; es wird ihn nicht treffen des Feindes Geschütz. Denselben wird Gott kräftigen, daß er sich nicht fürchte vor Dieben und Mördern; es soll ihm nicht schaden Geschütz, Degen und Pistolen. Es müssen stillstehen alle Gewehre, die man auf mich loshält; es müssen stillstehen alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre durch den Befehl des Engels Michael. Gott sei mit dir. Wer diesen Segen gegen die Feinde bei sich trägt, der wird vor Gefahren beschützt bleiben. Wer's nicht glauben will, der schreibe es ab und hänge es einem Hunde um den Hals und schieße nach ihm, so wird er finden, daß es wahr ist. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen, noch durch die Waffen verletzt werden.“

Münzen wurden als festmachende Talismane im Kriegsgewand verborgen, zum Beispiel die mansfeldischen St. Georgstaler aus den Jahren 1609 und 1611, weshalb sie selten wurden und heute noch von Münzsammlern eifrig gesucht werden.

Die ungarischen Georgstaler von 1690 mit dem Bilde des Heiligen im Schiffe galten in Seekriegen für besonders wirksam.

Der einundneunzigste Psalm, vor der Schlacht gesprochen, vermochte Kugeln zu bannen und Schwertstreiche zu entkräften. In Thüringen geht noch heute die Sage, daß König Gustav Adolf mit einer silbernen Kugel getötet worden sei, weil „kein Bleigeschoß auf ihn gegangen“. Nach Schulenburg schüttelte Friedrich der Große die an ihm abprallenden Kugeln buchstäblich während der Schlacht aus dem Ärmel.

Allgemein herrscht der Glaube, der Soldat müsse, bevor er in das Gefecht zieht, „drei Gegenstände“ von sich werfen. Daher schauten auch die Sammelplätze der Truppen nach dem Abmarsch oft gar verwunderlich aus. Mit allen möglichen Dingen, die der Soldat entbehren kann, sind sie bedeckt. Da liegen kleine Spiegel, Knöpfe, Postkarten, Bürsten, namentlich aber Spielkarten. Dieser entäußert sich der Soldat besonders gern vor der Schlacht, weil er fürchtet, daß sie als „des Teufels Gesangbuch“ die Kugeln anzögen. Auf den Schlachtenbildern des Malers Camphausen kann man diesen Aberglauben bisweilen angedeutet finden.

Auch das Geld soll die Kugeln, aber in einer für den Soldaten nützlichen Weise, anziehen. Der Kämpfer sucht die verschiedenen Taschen des Rockes mit harten Talern zu füllen. Er glaubt, die Kugeln würden die Münzen als Ziel aussuchen und sich platt drücken.

Sehr scheut man sich, im Kriege das Wort „letzt“ auszusprechen. Im Feldlager, so erzählt die „Feldpost“ im Jahre 1870, spielten einige Soldaten Skat miteinander. Der eine Partner, der genug hatte, meinte, daß nun die letzte Runde gespielt werden sollte. Da brauste ein Landwehrmann, Träger des Eisernen Kreuzes, heftig auf. „Im Kriege,“ rief er, „paßt der Teufel auf wie ein Heftelmacher und nimmt den Soldaten gern beim Wort. Draußen im Felde darfst du nie sagen, daß du eine Sache zum letzten Male tun willst, sonst tust du sie auch wirklich zum letzten Male.“

Ein sehr hübscher Zug des abergläubischen Soldaten, so schreibt dasselbe Blatt, ist es, nie auf ein Nahrungsmittel zu treten.

Diesem Grundsatz getreu blieben auch die Soldaten am 18. August bei der Erstürmung von St. Privat. Von mittags zwölf Uhr bis abends sechs Uhr ging es in der glühendsten Hitze, ohne auch nur einen Schluck Wasser zu haben, über Weg und Steg, Stock und Stein, Felder, Wiesen, Hecken und Gräben. Aber trotz der großen Ermüdung hüteten sich sehr viele Soldaten, auch nur auf eine Kartoffelstaude zu treten. R. Reichhardt.

Zartbesaitet. — Die Baronin Beaumont, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Landgut in der Nähe von New Orleans besaß, schwärmte außerordentlich für die Bestrebungen des Vereins gegen Tierquälerei. Sie war überhaupt eine sehr empfindsame Dame und schlug nie eines ihrer Haustiere, von denen sie in Gestalt von Hunden und Katzen eine ganze Anzahl besaß. Im Gegenteil — die Tiere genossen bei ihr die sorgfältigste Pflege.

Nun hatte die Baronin aber auch eine große Anzahl von Sklaven zur Bedienung, unter anderem mehrere Kammermädchen und einen Koch. Der deutsche Graf P. besuchte die Baronin eines Tages und erlebte folgende Szene. Das eine, besonders hübsche Kammermädchen der Fürstin hatte den Tee gebracht und ihn auf ein Tischchen gestellt, dabei aber übersehen, daß dieses Tischchen einige Schritte von dem Ruhebette ihrer Herrin entfernt stand. Plötzlich rief diese der Zofe etwas zu. Das Mädchen nahte sich zitternd und blaß, streifte den losen Ärmel ihres Gewandes in die Höhe und hielt der Gebieterin ihren entblößten rechten Arm hin. Die Baronin ergriff ein Stück Holz, von dessen Ende ein Nagel quer abstand, und begann heftig auf den bloßen Arm der Unglücklichen zu schlagen. Der Nagel traf mit der Spitze das Fleisch, und binnen kurzem war der Arm hochaufgeschwollen und das Blut tropfte herab.

Dem entrüstet gegen eine solche Grausamkeit protestierenden Grafen erwiderte die Dame lächelnd: „Aber, was wollen Sie? Es ist doch nur eine Sklavin!“

Dieselbe zartbesaitete Dame gab kurz darauf ein Diner, dem auch einige englische Herren beiwohnten. Die Suppe schmeckte der Baronin nicht, sie ließ also den Koch kommen, und, ehe es einer der Gäste verhindern konnte, goß sie ihm die bei-

nahe siedendheiße, scharf gewürzte Flüssigkeit kurzerhand ins Gesicht. Dem Unseligen wurden beide Augen so verbrannt, daß er schreiend zusammenbrach. Den nahezu Erblindeten befahl die Herrin zum Überfluß im Hofe auszupeitschen!

Kurz darauf starb die Baronin. Sie hatte in ihrem Testament einen erheblichen Teil ihres Vermögens zur Begründung eines Tierschutzvereins bestimmt. O. Th. St.

Geld zum Fenster hinauswerfen, womit man bekanntlich eine zwecklose Verschwendungssucht bezeichnet, bringt nie Segen. Und doch gibt es ein wahres Geschichtchen, das das Gegenteil beweist.

Der siebenbürgische Botaniker Johann Hedwig, ein Zeitgenosse des berühmten Linné, war sehr arm und hatte während seiner Studienzeit in Leipzig mit bitteren Sorgen zu kämpfen. Schließlich erhielt der junge Student von seinem Vater ein Schreiben, in dem dieser ihm mitteilte, daß er große Verluste gehabt habe, und daß fortan auch die kleine Unterstützung wegfallen müsse, die er ihm bisher monatlich gezahlt habe. Das hieß für Johann Hedwig nichts anderes als ein Aufgeben aller seiner Pläne. Betrübt schlich er am Abend desselben Tages durch die Straßen Leipzigs, vergeblich auf einen Ausweg sinnend, wie er doch noch die Fortsetzung seiner Studien möglich machen könne.

Da hörte er plötzlich aus den Fenstern des ersten Stockwerkes eines großen Gebäudes laute zankende Stimmen herausschallen. Und in demselben Augenblick flog dem Überraschten auch schon eine mit Goldstücken gefüllte Börse vor die Füße.

Der Student hob die Börse auf und schaute verwundert zu den Fenstern empor, aus denen er noch immer einen erregten Wortwechsel vernahm. Doch niemand zeigte sich, der das Geld zurückverlangt hätte. Kurz entschlossen klingelte Johann Hedwig an der betreffenden Haustür und wurde dann von einem Mädchen, dem er sein Anliegen vortrug, in das obere Stockwerk geführt, wo ihn in einem vornehm ausgestatteten Zimmer zwei ältere Herren empfingen, denen er sein merkwürdiges Erlebnis erzählte, indem er ihnen dabei die wohlgefüllte Börse zurückreichte.

Die beiden Herren waren, wie sich bald herausstellte, die Inhaber eines großen Geschäftes, die sich über die Verwendung einer ihnen von einem früheren Angestellten zurückgegebenen Summe nicht hatten einig werden können. Im Verlauf des immer erregter werdenden Streites hatte dann der eine die Börse, in der das betreffende Geld enthalten war, mit den Worten zum Fenster hinausgeworfen: „Am besten ist's, das Geld gehört dem, der es gerade findet, sonst entzweien wir uns noch wegen der lumpigen dreihundert Dukaten!“ und der Zufall hatte es gewollt, daß es der arme Student war, dem die Börse vor die Füße fiel.

Als die Kaufleute aus der nun folgenden Unterhaltung merkten, wie traurig es dem jungen Menschen ging, schenkten sie ihm in aller Form die ganze Summe, wodurch Johann Hedwig sich in den Stand gesetzt sah seine Studien zu beenden.

Dieses zum Fenster hinausgeworfene Geld trug reichliche Zinsen für die ganze Menschheit, denn Johann Hedwig ist einer der berühmtesten Botaniker geworden. W. K.

Die Schwammspinnernot in Amerika. — Im Jahre 1868 kam ein Genfer namens Trouvelot nach Medford, einer kleinen nordamerikanischen Stadt des Staates Massachusetts. Er brachte aus Europa eine Menge Spinnerraupen verschiedener Schmetterlinge mit und quälte sich und sie lange mit der unfruchtbaren Idee, durch Kreuzung eine neue, für die Industrie brauchbare Seidenspinnerart zu erzielen. Seine Versuche schlugen gänzlich fehl. Dagegen gelang es einer Anzahl seiner Versuchstiere eines schönen Tages unbemerkt ihrem Gefängnis zu entweichen.

Unter ihnen befanden sich auch einige Schwammspinner, die es vordem in Amerika noch gar nicht gegeben hatte. Trouvelot wußte das. Er kannte auch den Schaden, den diese gefräßigen Raupen in Europa an Obst- und Waldbäumen anrichten, und er war so ehrlich und vorsichtig, durch öffentliche Bekanntmachung die Einwohner von seinem Mißgeschick sofort zu benachrichtigen und vor der drohenden Gefahr zu warnen. Man lächelte, zuckte die Achseln über den komischen Menschen und vergaß bald den Vorfall.

Aber schon im nächsten Jahre fand man hier und dort merkwürdige, unbekannte, 6 bis 7 Zentimeter lange und graubraun behaarte Raupen, die viele Blätter und Blüten abfraßen. Es war der Schwammspinner. An Trouvelot und seine Warnung dachte wohl niemand mehr, jedenfalls wurde nichts Ernstliches getan, auch dann nicht, als die Plage von Jahr zu Jahr wuchs.

So kam 1889 heran. Das war ein ausgesprochenes Raupenjahr. Jetzt gingen den guten Medfordern die Augen auf. Unser Schwammspinner gedieh diesmal so ausgezeichnet, daß seine Nachkommen auf den verfügbaren Bäumen keinen Platz mehr fanden. Sie krochen daher auf Sträucher und Gemüse, fraßen alles bis auf den Stumpf auf, marschierten dann in breiten Zügen über die Straßen, so daß man nicht mehr gehen konnte, ohne auszurutschen. Ja, sie drangen sogar in die Häuser und störten die Menschen im Schlafe. Auch konnte man es vor den üblen Gerüchen, die die sterbenden Tiere verbreiteten, schließlich nicht mehr aushalten. In ihrer Not und um nicht von Haus und Hof vertrieben zu werden, wandten sich die Bürger um Hilfe an die Regierung. Inzwischen war aber der Schwammspinner schon weit ins Land vorgedrungen. Die Regierung mußte tief in den Beutel greifen: in zehn Jahren, von 1889 bis 1899, wurde nach Berechnung des Professors Escherich-Tharandt, der auf Kosten Carnegies die Vereinigten Staaten zum Zweck des Insektenbekämpfungstudiums bereiste, für Vernichtung der Eier, Puppen und Raupen eine Million Dollar geopfert! Das war selbst für amerikanische Begriffe eine Summe, die nicht im rechten Verhältnis zur Sache zu stehen schien. Zudem war das Verbreitungsgebiet jetzt anscheinend so ziemlich von dem Schädling gesäubert. Seit 1899 wurde nichts mehr bewilligt, die Abwehrmaßregeln stockten.

Das rächte sich furchtbar. Der Schwammspinner hatte also wieder Ruhe und entwickelte sich mit der Zeit so prächtig, daß bis zum Jahre 1904 nicht weniger als 126 600 Quadratkilometer von ihm beherrscht und in bezug auf alles, was Laub trug, zerstört war. Dem konnte die Regierung nun doch nicht länger untätig zusehen. Sie ging jetzt an das Werk der Bekämpfung

mit einer inzwischen gegen andere Schädlinge erfolgreich gewesenen Kreosotbespritzung. Alle Obstbäume und die Laubbäume des Waldes bis zu hundert Fuß von den Wegen entfernt wurden bespritzt und bepinselt. Es half etwas, aber nicht viel. Der Schwammspinner drang unaufhaltsam vor. Jetzt sind bereits mehr als 600000 Quadratkilometer von ihm befallen.

Viel zu seiner schnelleren Verbreitung trug natürlich der immer stärker werdende Verkehr bei: Wanderer, Radfahrer, Eisenbahnen, Automobile verschleppen unfreiwillig zahlreiche Eier, die äußerst dickschalig und widerstandsfähig sind, aber auch viele Puppen und Raupen. Das weiße, dicke Schwammspinnerweibchen, das sein dunkelbraunes, schlankes Männchen um das Doppelte an Größe übertrifft, kann nämlich im Gegensatz zum Männchen fast gar nicht fliegen. Es heftet daher seine etwa fünfhundert glänzend bräunlichen und klebrigen Eier mit Vorliebe an die geschützte Unterseite der Zweige „seines" Baumes und überzieht sie zum Überwintern mit einem zunderschwammähnlichen Filz. Daß diese Nester durch Gefährte von überhängenden Zweigen leicht abgestreift und verschleppt werden, liegt auf der Hand.

Doch wie war es möglich, so fragen wir uns, daß dieses Insekt in Amerika so schrecklich haust und vordringt, während es bei uns nie in solchen Massen und immer nur zeitweise und örtlich auftritt? Zahlreiche Insektenforscher der Vereinigten Staaten (es sind im ganzen etwa siebenhundert von der Regierung nur zu solchen praktischen Zwecken angestellte Gelehrte) haben sich natürlich längst auch mit dieser Frage beschäftigt. Sie fanden auf ihren Studienreisen, daß der Schwammspinner in der Alten Welt durch seine langjährigen, einheimischen Feinde in Schach gehalten wird, während diese Feinde in Amerika, wohin er von dem Genfer gebracht war, fehlten. Es kam daher, wollte man gründlich verfahren, darauf an, auch diese Feinde nachträglich in Amerika einzuführen. Das schien eine sehr einfache und leichte Lösung der Aufgabe zu sein. Bei der Ausführung erkannte man erst die Schwierigkeiten. Als Hauptfeinde des europäischen Schwammspinners wurden gewisse kleine Parasiten erkannt. Besonders nützlich machen sich

als solche bei uns die Mord- oder Raupenfliegen, von den Fachgelehrten Tachinen genannt. Diese Fliegen verstehen es ausgezeichnet, ihre Eier auf verschiedene Weise an und in den Körper der Schwammspinnerraupen zu bringen, wo jene, sich bald zu gefräßigen Larven entwickelnd, den Leib ihres Zwangsgastwirtes binnen kurzem abtöten und aushöhlen.

Solche mit Tachinen- und anderen Parasiteneiern besetzte Schwammspinnerraupen ließ man nun, absichtlich und ausgeprobt nur zu zehn bis zwölf in kleine Kisten aus weichem Holz verpackt, weither aus allen möglichen Gegenden Asiens und Europas nach Amerika kommen. Um die Larvenentwicklung aufzuhalten, werden die vielen Kistchen in besonderen Kühlräumen der Schiffe untergebracht. An Ort und Stelle in Amerika nehmen etwa vierzig Gelehrte die Versuchstiere in Behandlung und tun sie nebst geeignetem Futter in Zuchtkästen. Diese sind so eingerichtet, daß im oberen, sonst verschlossenen und dunklen Stockwerk Glaszylinder in den Wänden stecken. In diese Zylinder fliegen, nach dem Licht strebend, die jungen, ausschlüpfenden Fliegen; sie können nun leicht je nach Bedarf dem Behälter entnommen werden. Im unteren Stockwerk dagegen, wo mit Schlupfwespeneiern usw. besetzte Raupen hausen, befindet sich für diese, nach dem Ausbohren noch sehr lichtscheuen Larven ein Gitter als Unterlage. Durch letzteres hindurch fallen sie in einen Trichter, aus dem sie zur Weiterentwicklung in besondere Verpuppungsstübchen gelangen.

Die Einbürgerungschwierigkeiten der für Amerika in Betracht kommenden und von den angestellten Forschern in ihrer ganzen Lebensweise zu studierenden Parasiten bestehen nun hauptsächlich darin: In dem neuen, ungewohnten Klima gedeihen wohl, wie wir gesehen haben, die Schwammspinner ganz vorzüglich, nicht aber ebenso alle ihre Parasiten. Ferner, die, welche das Klima vertragen, werden oft in Amerika ihrerseits von neuen Feinden, sogenannten Hyperparasiten, bedroht und zum Teil vernichtet. Und der Schwammspinner hat wieder Ruhe.

Immerhin ist es jetzt gelungen, seine Vermehrung mit Hilfe dieser in großen Kolonien ausgesetzten Parasiten wenigstens

einzudämmen; man hofft, die 600000 Quadratkilometer Land allmählich von ihm zu säubern. Ob es ganz und für immer gelingen wird, ist freilich zu bezweifeln. Denn drüben fehlt es an raupenfressenden Vögeln. Die sind es, die bei uns in normalen Zeiten das Gleichgewicht erhalten. Haben nämlich die Mord- oder Raupenfliegen den ersten Massenansturm der Spinnerraupen bewältigt, so verschwinden diese Fliegen noch schneller, als sie gekommen sind, aus Mangel an Nahrung. Die Plage würde nun ganz sicher bald wieder im alten Umfange herrschen, wenn nicht inzwischen Vögel da wären, die, wie besonders der Kuckuck, gerade behaarte Raupen als Nahrung bevorzugen. Und bei geringeren Mengen räumen diese Vögel in Europa fast völlig damit auf. Die Vermehrung der Schädlinge hält also bei uns, falls nicht eben besondere klimatische und örtliche Umstände sie einmal außerordentlich begünstigt, mit dem Gefressenwerden gleichen Schritt. Die Amerikaner werden sich daher zur Vervollständigung ihrer „Bekämpfungsreihe" zu guter Letzt auch noch europäische Kuckucke oder dergleichen verschreiben müssen. Das kann wieder ein schönes Stück Geld kosten. Schon jetzt gibt nämlich der Staatenbund allein für die Schwammspinnerbekämpfung jährlich über eine Million Dollar aus.

Und das hat mit seinen Raupen Herr Trouvelot getan. H. Radestock.

Frühzeitige Karottenernte. — Die Folgen des Krieges werden sich auch in der Gemüsegärtnerei fühlbar machen. Die Handelsgärtnerei wird beim Mangel der Gemüse den Winter über ihre Vorräte schnell verkaufen müssen, so daß im Frühjahr besonders das Wurzelgemüse rar sein wird. Deshalb sorge der Gartenfreund dafür, daß er schon im zeitigen Frühjahr Karotten ernten kann. Einige neuere Sorten, zum Beispiel die in unserer Abbildung wiedergegebene „Karotte von Guerande", sind gegen klimatische Einflüsse ziemlich unempfindlich, auch in bezug auf den Boden wenig wählerisch; im allgemeinen bevorzugt sie jedoch lockeren, trockenen Boden.

Die Hauptsache aber ist, daß die Karotte von Guerande noch im Winter ausgesät werden kann, und daher schon für das

Frühjahr eine Ernte in Aussicht stellt. Sobald im Januar der Boden frostfrei ist, beginnt man mit der Saat. Nochmals eintretender Frost oder Schnee tut ihr keinen Schaden. Man sät entweder in 20 bis 30 Zentimeter voneinander entfernten Reihen oder breitwürfig recht dünn. Karottensamen ist mit zurückgekrümmten Härchen besetzt, hängt deshalb zäh aneinander und erschwert beim Aussäen eine gleichmäßige Verteilung.

Diesem Übelstande kann man dadurch abhelfen, daß man



Karotte von Guerande.

vom Gärtner abgeriebenen Samen kauft oder den bärtigen Samen mit Asche vermischt, wodurch eine natürliche Verteilung entsteht.

Die etwa zu dicht aufgehenden Pflänzchen müssen auf 5 bis 15 Zentimeter Abstand verdünnt werden. Die Samenkörner dürfen nur schwach bedeckt sein und müssen recht fest mit Trittbrettern festgetreten werden. Zur Erzielung eines frühen Aufgehens der Saat ist es nötig, den Samen vor dem Säen in Wasser anzuquellen. Beim Ausheben der Wurzeln ist das Abreißen und Zerbrechen zu vermeiden. —dt.

Wie man ein Türkenkind taufte. — Die Taufchronik des unweit der sächsischen Bergstadt Freiberg gelegenen Dorfes Pretzschendorf berichtet folgendes. Der Besitzer des dortigen Rittergutes war im Jahre 1688 Georg Friedrich v. Knobelsdorf auf Rückersdorf in Schlesien, kurfürstlicher Kammerjunker

und Leutnant beim Leibregiment zu Roß. In dem erwähnten Taufregister heißt es wie folgt: „Renata Margaretha, eine geborene Türkin, welche Anno 1686 bei der harten Belagerung und glücklichen Eroberung der Stadt Ofen durch einen Soldaten, welcher zuvor ihrer Mutter den Kopf abgehauen, ist auf einen Wagen geschmissen und in die Christenheit nach Schlesien gebracht worden; da sie ein Kaiserlicher Hauptmann bekommen, welcher hernach sie verehret hat dem Hoch-edelgeborenen Herrn Georg Friedrich v. Knobelsdorf, Churfürstl. Leutnant auf Rückersdorf in Schlesien und Niederpretzschendorf in Meißen, welcher hernach aus Schlesien sie herausgebracht und neben seiner Gattin, Frau Christiane Margarethe geb. v. Schrenckendorf diese große Wohlthat diesem armen Kinde, so ungefähr 9 Jahr alt ist, gethan und sie in der Kirche allhier taufen lassen, mit ziemlichen Unkosten, indem er eine kostbare Kindtaufe ausgerichtet, Gott vergelte diese und andere Wohlthaten bei diesem Werke der armen Heidin erwiesen mit zeitlichem und ewigem Segen. Ihr Vater, wie sie sagt, ist ein Kaufherr gewesen, den Namen weiß sie nicht. Die Mutter habe Kathira, sie aber Eiko geheißen. Sie ist vorher von dem Pfarrer informieret worden, so daß sie bis in die 60 Fragen wohl zu beantworten gewußt. Die erbetenen Taufzeugen sind gewesen

1. Herr Christian Melchior v. Hartitzsch auf Dorfchemnitz.
2. Herr Christian Sigismund v. Schrenckendorf auf Klingenberg.
3. Herr Johann Gottfried Bauer, Amtmann zu Frauenstein.
4. Frau verw. Amtshauptmann v. Schrenckendorf auf Friedersdorf.
5. Frau Elisabeth v. Schrenckendorf auf Wünschendorf.
6. Frau Agnes v. Haugwitz geborene v. Hartitzsch von hier.
7. Jungfrau Clara v. Schrenckendorf auf Klingenberg.

Zur Taufe ward dieses Mädchen geführt vom Herrn Georg Pistorius, Pfarrer in Colmnitz, und Herrn Samuel Theodor Schönlanden, Pfarrer zu Dorfheyn und Klingenberg, nach gehaltenem Sermone vor dem Altare, aber im Beisein unbeschreiblicher Menge Volks, auch von anderen Orten, getauft den 27. Dezember 1688, als den dritten Weihnachtsfeiertag um 2 Uhr.“

Emf.

Ein diplomatischer Bürgermeister. — Als im Jahre 1809 Napoleon neuerdings in Österreich einmarschierte, wurde eines Morgens der Bürgermeister eines Städtchens an der Donau aus seinen süßesten Träumen geweckt. Ein französischer Oberst verlangte ihn zu sprechen, obgleich die Sonne noch nicht einmal aufgegangen war, und erklärte ihm, er sei soeben mit seinem Kavallerieregiment in die Stadt eingezogen und brauche für Menschen und Pferde auf eine Woche Unterkunft und Verpflegung, außerdem müsse ihm binnen vierundzwanzig Stunden eine Kontribution von fünfzigtausend Gulden gezahlt werden.

„Das wird sich beides nicht ausführen lassen," erwiderte das Stadtoberhaupt ebenso bescheiden wie entschieden. „Geld besitzt unsere Gemeinde nicht mehr, und wenn Sie Ihr Regiment nicht wollen Hungers sterben sehen, dann rate ich Ihnen, es in einem anderen Orte einzuquartieren. Sie wissen, Herr Oberst, die Anforderungen des Krieges —"

„Sie verweigern mir also den Gehorsam?" unterbrach ihn der Franzose.

„Ich sehe mich leider dazu genötigt."

„Schön. Besitzen Sie Wagen und Pferde?"

„Ja, Herr Oberst."

„So lassen Sie sofort anspannen und fahren mit mir ins Hauptquartier."

„Zu welchem Zweck, wenn ich fragen darf, Herr Oberst?"

„Das könnten Sie sich selber sagen. Natürlich, um verhört, verurteilt und wahrscheinlich erschossen zu werden," lautete die schroffe Antwort.

Der Bürgermeister benahm sich gefaßt wie ein Mann. Aus dem Fenster befahl er seinem Knechte, die Pferde vor die Kutsche zu spannen, von seiner Familie verabschiedete er sich kurz durch die geöffnete Tür und gab ihnen nur die eine Erklärung, er müsse mit dem Herrn Oberst eine Ausfahrt machen. Dann stiegen beide ein, und das Gefährt setzte sich in Bewegung.

Nachdenklich hatte der Bürgermeister längere Zeit den finster dareinblickenden Offizier angeschaut. Dann brach er das Schweigen.

„Das hätte ich mir doch nicht träumen lassen, Herr Oberst, daß wir uns unter solchen Umständen wiedersehen würden," sagte er.

„Wiedersehen? Wieso?"

„So erkennen Sie mich nicht?"

„Wie sollte ich das, da wir uns zum ersten Male im Leben sehen?"

„Bitte um Verzeihung, es ist das zweite Mal. Ich hatte schon einmal das Vergnügen, in einer Gesellschaft mit Ihnen zusammen zu speisen."

„Wo wäre denn das gewesen?"

„Bei meinem Onkel in Paris, der dort österreichischer Gesandter war."

„In meinem Leben bin ich noch nicht im Hause des österreichischen Gesandten in Paris gewesen!"

„Dann muß es ein Zwillingsbruder von Ihnen gewesen sein. — Aber nein, ich kann mich nicht irren. Sie werden die Tatsache als zu unwichtig einfach vergessen haben. Ich saß Ihnen gegenüber und erinnere mich zu genau, welchen Eindruck Ihre Erscheinung, Ihre ganze Persönlichkeit, Ihre geistreiche Unterhaltung auf mich machte. Ich sagte mir: Dieser Offizier wird arge Verheerungen in den Herzen der Französinnen anrichten! Nicht einmal ein Zwillingsbruder könnte meinem damaligen Gegenüber so ähnlich sehen wie Sie. Es ist derselbe edle Schnitt des Gesichts, derselbe kecke Schnurrbart, dieselbe elegante Haltung — Sie selbst ganz und gar, Herr Oberst!"

Jetzt war es der geschmeichelte Oberst, der ihn nachdenklich anschaute. Man konnte immerhin nicht wissen — wer kann behalten, wo er in seinem Leben eingeladen war! „Sie meinen also wirklich, Herr Bürgermeister, Ihre Stadt sei nicht imstande, meinem Regiment auf eine Woche Unterhalt zu gewähren und die Kontribution zu zahlen?"

„Keines von beiden — auf mein heiliges Ehrenwort," beteuerte der kluge Diplomat ihm gegenüber.

Der Oberst pochte ans Wagenfenster. „Kutscher — umkehren!"

Der Wagen wurde gewendet, die beiden fuhren zurück, und das Regiment erhielt Befehl, die Stadt zu verlassen. C. D.

Ein zweites Weinsberg. — Zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte Graf Heinrich zu Solms. Er führte zu jener Zeit eine harte Fehde mit dem Grafen Otto IV. von Münster und wurde von diesem so schwer bedrängt, daß er sich nach einiger Zeit in seinem letzten Zufluchtsorte, der Festung Ottenstein in Westfalen, eingeschlossen sah. Aber hier wehrte er sich mannhaft und kräftig unterstützt durch die treue Anhänglichkeit seiner Bürger, die ihren Grafen von ganzem Herzen liebten und willig Gut und Blut für ihn opferten, wodurch es ihm möglich wurde, die Belagerung mehrere Jahre auszuhalten.

Endlich wurden aber die Leiden der Bürgerschaft so groß, namentlich aber griff der Mangel an Nahrungsmittel so sehr um sich, daß eine allgemeine Hungersnot sicher vorauszusehen war. Lieber aber, als seine Getreuen so in die gräßlichste Not zu versetzen, wollte der Graf sich selbst seinem Feinde ausliefern, durfte er auch freilich von diesem kaum Schonung erwarten. Nur eines machte ihm dabei noch Sorge: die Rettung seiner einzigen Tochter.

Er schickte deshalb an den Grafen Otto, der in eigener Person die Belagerung leitete, einen Herold ab und ließ ihm sagen, er wolle ihm noch an demselben Tage die Festung Ottenstein überliefern, wenn er seiner Tochter mit den ihr zugehörigen Kleinodien freien Abzug gewähren wolle.

Hocherfreut, des hartnäckigen Feindes endlich habhaft zu werden, gewährte Otto auf der Stelle die Bedingung, und fertigte den Herold mit folgender Antwort ab: „Wenn heute nachmittag um drei Uhr die Tore der Festung meinen Truppen geöffnet werden, soll in Gottes Namen und bei meiner fürstlichen Ehre der Tochter des Grafen der freie Abzug mit allen ihren Kleinodien, so viel sie deren selbst zu tragen vermag, gewährt sein.“

Die Stunde der Übergabe erschien; die Tore öffneten sich, und heraus schritt die edle Grafentochter. Aber zum nicht geringen Staunen des Grafen Otto wiederholte sich hier die Ge-

schichte der Weiber von Weinsberg; denn auf dem Rücken trug die Jungfrau ihren greisen Vater, in der Schürze aber, die sie mit der einen Hand sorgfältig zusammenhielt, Edelsteine und goldene Geschirre.

Ein solches Beispiel kindlicher Liebe rührte aber auch den Grafen Otto derart, daß er den lange genährten Groll vergaß und sich auf der Stelle mit dem Grafen von Solms aussöhnte. A. Schn.

Der kaiserliche Beamte. — Kaiser Franz I. von Österreich fragte einst einen sehr hochmütigen Hofrat, ob er bereits das neue Tanzlokal in Hietzing gesehen habe.

„Majestät," erwiderte jener, „es würde sich für einen kaiserlichen Beamten wohl nicht schicken, derlei öffentliche Orte zu besuchen."

„Na, na," sagte hierauf der Kaiser mit seinem gewöhnlichen Humor und im echten wienerischen Dialekt, „i bin do a kaiserlicher Beamter und bin a schon draußen g'west." A. Schn.

Der König der Briefschreiber. — Das 18. Jahrhundert, genannt das Jahrhundert der Aufklärung, könnte wohl mit gleichem Rechte das Jahrhundert der Briefschreiber heißen, denn von einer solchen Briefschreibewut besessen wie damals war nie die gebildete Welt vor oder nachher.

So entstanden denn jene Briefwechsel, vor denen wir, die am liebsten ihre Korrespondenz durch eine Ansichtspostkarte mit „Bestem Gruß" erledigen, staunend dastehen, und von denen mit vollem Rechte Goethe einmal sagt, daß die neuere Generation sich über ihren Mangel an Gehalt verwundere, die aber damals neben der Toilette die hervorragendste Beschäftigung der gebildeten Kreise waren und auch von den klügsten Köpfen der Zeit wie eine heilige Pflicht betrieben wurden.

Die Herzogin von Orleans, die berühmte Liselotte, war eine der schreibfrohesten Seelen. Ihre unzähligen Briefe waren meistens fünfundzwanzig Seiten lang, und die Antworten der Prinzessin von Wales gar achtundzwanzig, dreiunddreißig und bis zu fünfundvierzig Seiten. Philipp Jakob Spener empfing jährlich mindestens tausend Privatbriefe. Aber das genügte noch nicht. Man verfertigte, wie zum Beispiel Lavater, der

berühmte Physiognom, „Rundreisebriefe“, die im ganzen Freundeskreis herumgingen, damit jeder sich daran ergötze. Der König der Briefschreiber aber war der berühmte Voltaire. Er korrespondierte mit der halben Welt, und als ihn der bekannte Abenteurer und Glücksritter Casanova 1760 in seinem Schlosse Ferney besuchte, zeigte er ihm mit Stolz seine Briefsammlung, die über fünfzigtausend an ihn gerichtete Briefe enthielt. F. Z.

Mutmaßliche Länge der Lebensdauer. — Der nordische Gelehrte H. J. Holl Schooling gibt eine Regel an, laut der sich die voraussichtliche Lebensdauer eines Menschen bestimmen läßt; doch ist diese Regel nur dann anwendbar, wenn das gegenwärtige Alter zwischen 12 und 86 Jahren liegt. Die dieser Regel zu Grunde liegende Methode ist übrigens schon von dem Mathematiker Demoivre entdeckt worden.

Die Regel lautet folgendermaßen: Man subtrahiere das Alter, in dem man jetzt steht, von sechsundachtzig, teile den Rest durch zwei, und das Resultat nennt die Zahl von Jahren, die man noch zu leben hoffen darf.

Für manche Alter dürfte diese Regel wohl zutreffen und sie mag wohl auch die beste Lösung eines unlösbaren Problems sein, die uns möglich ist. Aber darauf wetten darf man natürlich nicht. J. C.

Soldatisches Ahnungsvermögen. — Zwei Infanteristen stehen auf Vorposten. „Weißt du was,“ sagte der eine, „ich glaub', wir kriegen bald Frieden.“

„Jung', weshalb glaubst du das?“ fragte der andere verwundert. „Dazu ist doch noch nicht die geringste Aussicht.“

„Paß auf,“ lautete die Antwort. „In der vorigen Woche meinte der Feldwebel noch, wir wären richtige Helden, gestern aber sagte er zu mir, ich wär' das größte Schaf, das auf dem Erdboden herumliefe. Da stehen wir sicher bald wieder auf unserem Kasernenhof!“ —zen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



DATE DUE

